

# NEUE POLITISCHE LITERATUR



BERICHTE ÜBER DAS  
INTERNATIONALE SCHRIFTTUM

## AUS DEM INHALT:

Joachim Leuschner:  
Der Nationalsozialismus.

Harry Pross:  
Afrika — südlich der Sahara.

Arnulf Baring:  
Zur Lage der Demokratie im  
20. Jahrhundert.



# Frankreichs Wirtschaft

Ein Sonderheft  
der »Dokumente«

Mit Stellungnahmen von

Frankreichs Finanz-  
und Wirtschaftsminister  
**WILFRID  
BAUMGARTNER**

Gleichzeitig mit einem Sonderheft der  
»Documents« in französischer Sprache  
über die deutsche Wirtschaft

Merkmale und Besonderheiten der französischen  
Wirtschaft von kompetenten französischen  
Autoren dargestellt

**GEORGES VILLIERS**  
Präsident des  
französischen  
Unternehmervverbandes

Gewerkschaftsführer  
**ROBERT BOTHEREAU**  
und  
**THEO BRAUN**

Eingeleitet von  
**ETIENNE HIRSCH**  
Präsident von  
»Euratom«

120 Seiten, 16 Bildseiten,  
Graphiken, Statistiken,  
dreifarbiger Umschlag,  
Format 21 x 27 cm  
Preis 7.80 DM

## Aus dem Inhalt

- J. Boissonnat: Eine neue französische Wirtschaft
- Y. Chaigneau: Die französische Wirtschaftsplanung
- A. Girard: Frankreichs Bevölkerungsanstieg
- A. Géraud: Die Revolution der französischen Landwirtschaft
- J. Baboulène: Die französischen Unternehmer und die EWG
- J. Madinier: Die Politik regionaler Erschließung in Frankreich
- C. Quin: Der französische Handel vor tiefgreifenden Wandlungen
- D. Videau: Die Beziehungen zwischen Frankreich und den Staaten der Franc-Zone

Sowie Kurzdarstellungen über  
Gewerkschaften, Wohnungsbau, Konsum, Investitionen, Produktivität, Energieproduktion...  
und über die wichtigsten Industriezweige.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

**Verlag der Dokumente Köln Hohenstaufenring 11**



# NEUE POLITISCHE LITERATUR

VI. Jahrgang · Heft 10

In Verbindung mit

Arnold Bergstraesser · Karl Dietrich Brähler · Hermann L. Brill † · Werner Conze  
Georg Eckert · Walter Mallmann · Hans Peters · Theodor Schieder

herausgegeben von

Erwin Stein · Helmut Ridder · Georg Strickrodt

Redaktion:

F. A. Krummacker · Alfred Milatz

## INHALTSVERZEICHNIS

### Dr. Joachim Leuschner, Göttingen:

Der Nationalsozialismus, I (Biographien und Dokumente) ... 849

Walter Görlitz, Adolf Hitler (850); Helmut Heiber, Adolf Hitler, Eine Biographie (855); Hans Buchheim — Edith Eucken-Erdsiek — Gert Buchheit — H. G. Adler, Der Führer ins Nichts (859); Werner Jochmann, Im Kampf um die Macht (861); Hitlers Zweites Buch (864); Helmut Heiber (Hrsg.), Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26 (868); Heinrich Fraenkel u. Roger Manvell, Goebbels (870).

### Dr. Harry Pross, Salmers/Allgäu

Afrika — südlich der Sahara ... 871

H. Wynn Jones, Africa in Perspectives (872); Walbert Bühlmann, Afrika, gestern heute, morgen (872); Hans Leuenberger, Die Stunde des schwarzen Mannes (873); Erik Verg, Das Afrika der Afrikaner (873); James Cameron, The African Revolution (874); Adolph Kummernuss: Wohin geht Afrika? (874); Rolf Italiaander, Die neuen Männer Afrikas (875); Frederick Franck, Tage mit Albert Schweitzer (875); L.-P. Aujoulat, Afrika kommt (876); Thomas Hodgkin, Nigerian Perspectives (877); K. O. Dike, Eminent Nigerians in the Nineteenth Century (877); Janheinz Jahn, Durch afrikanische Türen (878); W. E. F. Ward, A History of Ghana (878); Robert Raymond, Black Star in the Wind (878); Albert von Haller, Die Welt des Afrikaners (879); Peter Scholl-Latour, Matata im Kongo (880); Ndabaningi Sithole, African Nationalism (880); Clyde Sanger, Central African Emergency (880); C. E. Lucas Phillips, The Vision Splendid (880); Fritz Ferdinand Müller, Bwana, deine Zeit ist um (881); John L. Brom, Auf Stanleys Spuren (881); Mary Benson, Tshekedi Khama (882); Noni Jabavu, Drawn in Colour (882); Leo Marquard, The Peoples and Policies of South Africa (882); H. R. Hahlo u. Ellison Kahn, The Union of South Africa (883); Warhold Drascher, Schuld der Weißen? (883); W. M. Macmillan, The Road of Self-Rule (884); Sir Charles Jeffries, Transfer of Power (884); Elspeth Huxley, A New Earth (885); Paul Gache u. Robert Mercier, L'Allemagne et l'Afrique; (885); A.-M. Thunberg, Kontinente im Aufbruch (886).

## EINZELBESPRECHUNGEN

Raymond Aron u. a.: La Démocratie à l'épreuve du XXe siècle. Maurice Duverger: La Vie République et le régime présidentiel. Joseph Rov an: Une idée neuve: la démocratie. (Dr. Arnulf Baring, Paris) . . . . .	887
Theodor Schieder (Hrsg.): Hundert Jahre Historische Zeitschrift 1859 — 1959. (Dr. Heinrich Schmidt, Aurich) . . . . .	897
Ernst Portner: Die Einigung Italiens im Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen. (Dr. Erich Angermann, München) . . . . .	903
Heinz Kober: Studien zur Rechtsanschauung Bismarcks. (Dr. Harald Schinkel, Berlin) . . . . .	907
Max Weber: Rechtssoziologie. (Dr. Wolfgang Mommsen, Köln) . . . . .	913
Dietrich Strothmann: Nationalsozialistische Literaturpolitik. (Dr. Rudolf Morsey, Bonn) . . . . .	917
Jürgen Rühle: Literatur und Revolution, die Schriftsteller und der Kommunismus. (Heinz Klunker, Münster i. W.) . . . . .	920
Ernst Bahr: Das nördliche Westpreußen und Danzig nach 1945. Ernst Bahr: Ostpommern unter polnischer Verwaltung. Richard Breyer: Ostbrandenburg unter polnischer Verwaltung. (Dr. Georg W. Strobel, Köln) . . . . .	926
Leo Trotzki: Mein Leben, Versuch einer Autobiographie. Leo Trotzki: Tagebuch im Exil. (Dr. Hans Kluth, Köln) . . . . .	930
Charles Warren Hostler: Türken und Sowjets. Vincent Monteil: Les Musulmans soviétiques. Geoffrey Wheeler: Racial Problems in Soviet Muslim Asia, Turkestan und der Orient. (Dr. Fritz Steppat, Berlin) . . . . .	935

## HINWEISE

Ronald Jasper: Arthur Cayley Headlam, Life and Letters  
of a Bishop (943).

## ZEITSCHRIFTEN — BIBLIOGRAPHIE

Seite 19 — 24.

---

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge bringen die Meinung der Verfasser zum Ausdruck  
nicht die der Herausgeber.

Die Zeitschrift NEUE POLITISCHE LITERATUR erscheint monatlich im Ring-Verlag Villingen/Schwarzw.  
Bezugspreis: Vierteljährlich DM 6.— zuzügl. Porto. Einzelheft DM 2.50. Studenten erhalten bei Vorlag.  
einer Bescheinigung den üblichen Nachlaß. (Bestellungen sind an den Verlag zu richten.) — Für unver-  
langt und ohne Rückporto eingesandte Manuskripte und Besprechungsexemplare kann keine Gewähr  
übernommen werden. Redaktionelle Zuschriften an Dr. F. A. Krummacher, München 2, Lazarettstraße 33  
Telefon 66586; Zeitschriften, den Vertrieb und Anzeigen betreffen, an den Ring-Verlag, Vertriebsabteilung  
(17b) Villingen/Schwarzwald, Klosterring 1, Druck: Ring-Druck, Villingen.

Printed in Germany.



# Der Nationalsozialismus

## I (Biographien und Dokumente)

Joachim Leuschner (Göttingen)

»Die Mannigfaltigkeit der Geschichte beruht in dem Hereinziehen der biographischen Momente; aber auch die Biographie kann sich dann und wann zur Geschichte erweitern«. Trotz allen berechtigten Forderungen nach »Strukturgeschichte«, trotz allen wechselnden Richtungen und Interessen in der Historie der letzten hundert Jahre hat der kühle und ruhige, durch Distanz gefilterte und wie zögernd ausgesprochene Satz, mit dem Ranke die Vorrede seiner »Geschichte Wallensteins« beschließt, seine Gültigkeit behalten. Die Biographie bleibt ein legitimer und stets neuer Zugang zur Geschichte. »Die Entschlüsse der Menschen«, schreibt Ranke, »gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten«; und sie greifen doch wieder »bestimmend« in ihre Zeit ein. Die Frage nach Bedingung und Wirkung des historischen Täters kann auch den Weg in die neueste, die Zeitgeschichte öffnen, und man wird leicht finden, daß gerade der historisch interessierte Laie diesen Weg vor anderen einschlagen möchte.

Fast gleichzeitig sind, zum Teil immer noch von der nachgerade beängstigenden Konjunktur getragen, die das Schlagwort von der »Unbewältigten Vergangenheit« ausgelöst hat, in den letzten Monaten einige nicht im strengen Sinne wissenschaftliche Biographien oder doch biographische Versuche über Hitler und Goebbels erschienen, dazu neue für deren Geschichte bedeutende Dokumente ediert worden. Die

Arbeiten sind um so genauer und ausführlicher vorzustellen und zu prüfen, als sie wegen des besonderen Interesses, das sie finden werden, Meinungen, wenn nicht Urteile bilden können.

### I.

Walter Görlich,<sup>1)</sup> kulturpolitischer Redakteur der »Welt«, der dort Woche für Woche seinen »Griff in die Geschichte« tut und mit gleicher Regelmäßigkeit fast Jahr für Jahr ein historisches Buch, meist Biographien, auf den Markt bringt<sup>2)</sup>, hatte schon 1952 zusammen mit Herbert A. Quint eine umfangreiche Hitler-Biographie veröffentlicht<sup>3)</sup>, die einen starken Akzent auf die Anfangsjahre Hitlers setzte. Das Gleiche gilt von G.s neuer Kurzbiographie, die sich gelegentlich eng an das frühere Buch anlehnt, dieses aber auch, inzwischen erschienene Literatur

1) Walter Görlich, Adolf Hitler, = Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 21/22, 145 S., Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1960.

2) Eine chronologische Titelauswahl läßt die charakteristischen Interessen G.s hervortreten: Hannibal (1935); Kleopatra — Bildnis einer dämonischen Frau (1936); Marc Aurel (1936); Georg V., König von Großbritannien (1937); Franz Joseph und Elisabeth (1938); Sendung und Macht, Mussolini (1939); Fürst Blücher von Wahlstatt (1940); Russische Gestalten (1941); Des Reiches unbekanntes Land Mecklenburg (1941); Abraham Lincoln [c. 1946]; Stresemann (1947); Wallenstein (1948); Stein (1949); Der deutsche Generalstab (1950); Der Zweite Weltkrieg (1951—52); Hindenburg (1953); Scharnhorst (1955); Die Junker (1956); Regierte der Kaiser? (1959); Paulus [Generalfeldmarschall] (1960).

3) W. Görlich — H. A. Quint, Adolf Hitler, Stuttgart 1952.



berücksichtigend, ergänzt oder korrigiert. Über ein Drittel des Bändchens ist Hitlers Geschichte bis 1923 gewidmet. Die Begründung dafür ist aufschlußreich für G.s Konzeption: »Weil dieser gleichsam prähistorische Teil der Lebensgeschichte eigentlich alle Stufen und Akte des späteren Dramas im Vorspiel vorwegnimmt! Der Prolog enthält sämtliche Teile des Stückes... Zum Vorspiel gehört auch die Drohung mit dem Selbstmord... Freilich findet der Selbstmord im Prolog noch nicht statt. Aber der Tod von eigener Hand, das billige Auskunftsmittel aller Glücksspieler, schwebt über diesem ganzen Leben« (S. 54 f.). G. schreibt Hitlers Biographie als eine Art Schicksalsdrama in zwei Teilen. Die erste Szene spielt in München, Frühjahr 1919, als Hitlers »historische Rolle... beginnt« (S. 9); danach werden Herkunft und Jugend, die Wiener Zeit eingeblendet — der »merkwürdige Mensch«, wie es mehrfach heißt, »auf dem Wege, ein eigenbrötlerisch versponnener Taugenichts zu werden« (S. 18), der erst als Soldat im Ersten Weltkriege Heimat findet.

1919 also, in der Tat, betritt Hitler die politische Bühne: der »unbekannte Gefreite mit dem dunklen Schnurrbart und dem bleichen Antlitz von unverkennbar slawisch-tschechischem Habitus« (S. 12), »der Mensch aus dem Dunkel« (S. 31). Schon im November 1923 sehen wir ihn im 3. Akt des 1. Teils, »gleichsam der Peripetie in diesem unheimlichen und unheilvollen Leben«. Freilich: »An dieser Stelle«, schreibt G., »bedarf es einer Anmerkung! Für uns, die wir uns einbilden, Christen und Abendländer zu sein, gehört zum Begriff geschichtlicher Größe unweigerlich die Sittlichkeit des Denkens und Handelns. Was Adolf Hitler anbelangt, so erachtete er Sittlichkeit für eine bürgerliche Schwäche« (S. 54). Der ersten Peripetie folgt die erste Katastrophe des »zwar von psychopathischen, freudiani-

schen Hemmungen belasteten, keineswegs aber von ethischen Hemmungen behinderten Menschen«. Dennoch gelingen im zweiten und Hauptteil des Dramas der Titefigur, bekanntlich, Neubeginn und der Aufstieg auf die Höhen der dreißiger Jahre. »Und wie es allen Söhnen der Fortuna zu ergehen pflegt, die Göttin des Glückes erweist sich ihnen lange gnädig. Aber wehe, wenn sie dann erzürnt ihre Haupt verhüllt!« (S. 109). (Daß hier eine verführerische Überschätzung der Erfolgskategorie verborgen ist — wie denn wenn Hitler sein »Glück« nicht verspielt hätte? —, sei nur beiläufig bemerkt). Mit dem Rußlandkrieg von 1941 beginnt der Absturz. Die Schlußmora nimmt das Motiv der historischen Größe das Zwischenurteil G.s zu 1923 wieder auf: »Ein großer Mann ist Hitler nicht gewesen, aber ein schrecklicher Mensch von säkularem Ausmaß — das ist er sicher gewesen.« (S. 143).

So wirkungsvoll ein solcher Entwurf sein mag — wenn auch, wie man sieht, weder psychologisch noch »dramaturgisch« ganz geraten —, so irrig ist es doch, Hitlers Leben als Schicksalsdrama zu verstehen. Man findet bei Hitler, wie auch aus G.s Buch hervorgeht, keine eigentliche Entwicklung der Person, es fehlt jegliche Katharsis, und vergeblich sucht man, im Bild zu bleiben, den göttlichen Funken des Dramen-Schurken. (Es gibt daher auch kein gelungenes Hitler-Drama, sondern allenfalls fleißige Reportagen mit aufgesetzten Schulweisheiten). Vor allem aber birgt jene Konzeption eine spezifische Gefahr, der auch G. nicht ganz entgangen ist, die Gefahr der voreiligen Dämonisierung Hitlers. »Diesem Menschen« heißt es, »eigneten sicherlich visionäre Gaben« (S. 99).

Gewiß hat schon Friedrich Meinecke in Hitlers Wesen »etwas ganz Singuläres und uns Fremdes und schwer Begreifliches«



bemerkt<sup>4)</sup>, haben jüngere Historiker wie K. D. Erdmann und W. Hofer von der »diabolischen« Größe Hitlers, von dem »ungelösten Rest« in seiner Biographie gesprochen<sup>5)</sup>. Aber die unbezweifelbare Hintergründigkeit Hitlers<sup>6)</sup> war keine Magie, und jene Urteile stehen doch erst am Ende eines rationalen Erkenntnisprozesses; wie weit man auch auf sie verzichten kann, zeigen etwa der französische Botschafter Coulondre<sup>7)</sup> — um wieder einen klugen und nüchternen Zeitgenossen zu nennen — und A. Bullock, dem wir die beste und kritischste Hitlerbiographie verdanken<sup>8)</sup>. Voreilige Dämonisierung dagegen führt leicht dazu, in der rationalen Erklärung historischer Phänomene allzu früh zu resignieren. Nicht einmal die Faszinationskraft Hitlers, die viele, die ihm gefolgt waren, später nahezu fatalistisch als Dämonie, das Charisma nun mit anderem Vorzeichen, deuten<sup>9)</sup>, ist damit genau bezeichnet; vielmehr wird man auf die berechnende Vieldeutigkeit Hitlers hinweisen müssen und G. darin zustimmen können, daß jeder den Hitler wahrnahm, den er gewahren sollte (S. 87). Aber neben solchen zutreffenden Charakteristiken finden sich bei G. grobe Vereinfachungen: »Umes mit einem Wort zu

sagen, einen sonderbareren und unheimlicheren Menschen wie Hitler hat es nie vorher und nie nachher in der deutschen Geschichte gegeben« (S. 99). Der Naivität folgt endlich die Banalität: »Wir haben Hitler ein Kind des Glückes genannt, wobei die Frage für Menschenwitz nicht zu beantworten ist, weshalb der Herr der Geschichte es zuläßt, daß unwürdigen und frevlerischen Persönlichkeiten in der Geschichte der Menschen lange das Glück gnädig ist« (S. 133). Kurz, die Konzeption des Buches erweist sich als unzulänglich; Hitler ist nicht wie ein unabwendbares Unwetter über Deutschland gekommen, sein Leben ist als Schicksalsdrama nicht zu begreifen.

Auch im einzelnen bleibt das zweifellos gut gemeinte und um eine gerechte Darstellung bemühte Buch unbefriedigend; die vielen unbestreitbaren Richtigkeiten ergeben kein überzeugendes Gesamtbild. Manches im Ansatz vorsichtige Urteil, z. B. über den Einfluß des Lanz auf Hitler (S. 21 f.)<sup>10)</sup>, verliert sich im Ungefähren; eine gewisse Aristomanie macht sich öfter bemerkbar (besonders grotesk S. 115: Hitlers Infamie — »da er kein Edelmann war« — gegen Fritsch); einiges ist beschönigend oder zu wohlwollend verzeichnet: Brünings Sturz und die Geschichte der Machtergreifung (wie nach den wiederholten publizistischen Äußerungen G.s zu erwarten); Papen und Hindenburg — sechsmal der »greise« oder »alte«) »Feldmarschall-Präsident« —; Görings Hinterhältigkeit im August 1939 und anderes mehr.

Schwer erträglich ist schließlich der Stil des wie hingeschludert wirkenden Buches, dem man die Vielschreiberei des Verf. leider deutlich anmerkt. Versuchen wir noch, überflüssige Ausrufungszeichen, die häufigen drei Punkte, selbst am Ende von Absätzen, zu übersehen, so ist doch genug

4) Fr. Meinecke, Die deutsche Katastrophe, 1946, S. 90.

5) K. D. Erdmann, Die Zeit der Weltkriege, in Gebhardt-Grundmann, Handb. d. Dt. Gesch. Bd. 4, 8. Aufl., Stuttgart 1959, S. 185; W. Hofer, Der Nationalsozialismus, Fischer-Bücherei, Bd. 172, 1957, S. 10. Weitere Belege für das Dämonische, Diabolische in H. sind gesammelt von H. Bodensieck, Das nationalsozialistische Reich in der Literatur des gespaltenen Deutschland von 1945 bis 1959, = Zeichen, Aus der Arbeit der Evang. Akad. Schleswig-Holstein, 11, 1960, S. 31 ff.; vgl. aber ebd., S. 33 ff. die Gegenstimmen und Bedenken gegen diese Auffassung.

6) Vgl. zuletzt die knappe, aber eindringende Schilderung bei C. J. Burckhardt, Meine Danziger Mission 1937—1939, 1960, S. 268 ff.; vgl. NPL, VI/1961, Sp. 40 ff.

7) R. Coulondre, Von Moskau nach Berlin, 1950 bes. S. 480 f.

8) A. Bullock, Hitler, dt. Ausg., 2. Aufl. 1953.

9) Das vielleicht lehrreichste Beispiel: H. Frank, Im Angesicht des Galgens, 1953.

10) Vgl. dazu HZ. 192/1961, S. 257 f.



Ärgerliches zu notieren. Schon die zitierten Stellen haben Stilproben geboten. Gestelztes — mehrfach »hernach« und »darob«, »fürderhin«, »des ferneren«, »zu-vörderst«, »einstens«, »insonderheit«, »fehlсам« usw. —, zeilenfüllende Pleonasmen — »endlich und zu guter Letzt« (S. 41) — verbinden sich mit unfreiwilliger Komik<sup>11)</sup>. Sie möchte den Ärger des Lesers überwinden: »Als die Sterne dann sanken, aber klammerten sie sich, aus Sorge um Deutschland, an diesen Menschen« (S. 134). Aber die grammatische Schlamperei führte an wichtiger Stelle bis zur Sinnentstellung: »Und als England Polen und später auch Rumänien und Griechenland Garantie-Erklärungen gaben, verbrannte er alle Schiffe hinter sich und zerriß« etc. (S. 124); hier fehlt natürlich nicht etwa ein Komma, sondern England ist das alleinige Subjekt des Satzes. Genug — das Buch ist weder wissenschaftlich belangvoll noch für die erste Unterrichtung zu empfehlen.

\*

Schlägt man nach der Lektüre dieser Hitlerbiographie das Buch von Helmut Heiber<sup>12)</sup> auf, einem Mitarbeiter des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, so spürt man bald — die Metapher sei erlaubt — den heißen Atem des leidenschaftlichen Erzählers. Die Bilder sitzen und blitzen; die oft ironische Sprache glänzt, ja sie blendet zuweilen, wenn H. sich von sich selbst hinreißen läßt. Gele-

11) Nur wenige Beispiele: „Ansonsten schlich die Geldentwertung durchs Land“ (S. 36); „Hauptfeinde gibt es ihrer zwei“ (S. 63). Eine Blüte eigener Art ist der „Herr Omnium“ — nämlich „die vielbeschriebenen Massen“ (S. 90): eine wohl unbewußte Kontamination aus kühner Blasphemie und mißglückter Anspielung auf Herrn Omnia in H. Seidels Vorstadtgeschichten. Zu dem Gerücht, Fritsch habe die Monarchie wiederherstellen wollen, bemerkt G.: „Aber ach — davon war nichts wahr.“ Aber ach! Das ist, mit Verlaub, die Sprache der alten „Gartenlaube“.

12) Helmut Heiber, Adolf Hitler, Eine Biographie. 160 S., 33 Abb., Colloquium-Verlag, Berlin 1960.

gentlich glaubt man eine bändigende Hand zu spüren, gelegentlich noch wird sie vermißt: »Nürnberger Eintopf-Gericht der Sieger« (S. 119), zum Beispiel, ist denn doch zu salopp formuliert. Selbst Klischees finden sich hier und dort: »Zwischenzeitlich« (S. 63) oder: »Die Frage stellen heißt sie verneinen« (S. 117). Ein origineller Gedanke kann den einfallsreichen Autor verführen, verspielt und allzu breit auszuschweifen, so wenn er mögliche Ursachen (!) und Folgen eines angenommenen Todes Hitlers am 8. Oktober 1938 erwägt (S. 116).

Aber die brillierende Sprache, das effektvolle, stellenweise gewiß grelle und phantastische Gewand, zu dem auch die (wie übrigens bei Bullock) sehr instruktiven und mit gehöriger Respektlosigkeit ausgewählten Bilder gehören<sup>13)</sup>, kleidet eine seriöse Arbeit, eine überzeugende Komposition, in der sich Kenntnis, Urteil und Anschauung glücklich vereinigen. Der Anfang ist ganz auf die Person Hitlers konzentriert (»Jugend ohne Ziel [1889 bis 1918]«, S. 5—31; »Ein gewisser Hitler [1919—1924]«, S. 32—49); die Biographie erweitert sich, dem Gegenstand angemessen, zur knappen, aber ausgewogenen Geschichte der Zeit (»Der Weg nach oben [1925—1932]«, S. 50—78; »Verlockungen der Macht [1933—1938]«, S. 79—115; »Das Reich wird verspielt [1939—1945]«, S. 116 bis 154); sie endet — mit Hitlers Rückkehr nach Berlin, mit seiner ebenso nüchtern wie eindrucksvoll beschriebenen Krankheit, mit dem mehrfach aufgenommenen Motiv des entscheidungslosen Wartens auf das Nichts — wiederum biographisch.

Die zentrale These des Buches lautet in

13) Besonders hervorzuheben die Aufnahmen von 1923 und 1926 (neben S. 17 unten u. S. 32 oben) — Hitler in „zerknauschem Filzhut, Meiblos zusammengeschnürtem Trenchcoat und bajuwarischer Unterleibsbekleidung“ (S. 60) —, ferner Hitler mit „alten Kämpfern“ und mit Filmsternen (neben S. 80), viermal als Redner (neben S. 81).



ihrer kürzesten Form: »Es gab und gibt keinen Nationalsozialismus außer Hitler. Beides ist identisch«. Natürlich, wer wüßte es nicht — und H. sagt es deutlich genug —, gibt es noch Nationalsozialisten, Antisemiten, »Ostlandreiter«; aber »der Nationalsozialismus« ist mit Hitler »gestorben« (S. 157). Damit ist, wie H. immer wieder direkt oder indirekt zeigt, die »sogenannte Idee« als nichtige »Scheinideologie«, als halb bewußte, halb unbewußte Rationalisierung, »Projektion des Willens« Hitlers, zuletzt als pure Verbrämung seiner Macht verstanden. Diese oft bezweifelte, aber, wie ich meine, richtige Erkenntnis wird durch eine ebenso überzeugende psychologische Überlegung ergänzt, mit der H. zugleich die Frage nach der Unabwendbarkeit, der Schicksalhaftigkeit Hitlers erledigt. Dieser Mann, »der dasselbe Durchschnittsgesicht hatte, wie es bald jeder Blockleiter zu tragen verstand«, war »der Seismograph der Massenseele« (S. 80).<sup>14)</sup>

Es ist unmöglich und, da dem Buch viele Leser zu wünschen sind, unnötig, die Darstellung der hier abstrahierten Thesen im einzelnen nachzuzeichnen. Legendenkritik und ein (auch sonst deutliches) psychologisches Interesse bestimmen besonders das erste Kapitel. Der Anfang des zweiten — Hitler als »Bildungsoffizier« — sei als Beispiel für die souveräne Quellenverarbeitung genannt. Während Görnitz (S. 8 f.) eng und manchmal wörtlich seiner Vorlage folgt<sup>15)</sup> — mit einem charakteristischen und wiederum an den Wortlaut des größeren Buches anklingenden Einschub<sup>16)</sup> —, legt H. den Sachverhalt nach der selben Quelle frei und überlegen dar. Ein weiterer, im Vergleich zu der vorher besprochenen Biographie ge-

radezu erfrischender Zug des Buches ist dessen, sozusagen, gesellschaftliche Furchtlosigkeit (vgl. etwa S. 37). Die gleiche Souveränität im abwägenden Urteil, die geistige Unabhängigkeit H.s zeigen sich in durchaus kritischen Bemerkungen über den Reichstagsbrand (S. 80), über »Hitler als Feldherrn« (S. 125 ff.), vor allem aber über den 20. Juli 1944 und den politischen Widerstand (S. 147 f.); sie fordern gerade durch die z. T. überspitzten Formulierungen zu neuer Diskussion auf. Andere Details wecken Kritik: Hitler als Regierungsrat (S. 72)<sup>17)</sup>, die etwas verkürzte Darstellung der Anfänge der nationalsozialistischen Außenpolitik (S. 107, 109, vor allem 111, wo die Abweisung des britischen Verständigungsversuchs 1937/38 vermißt wird). Bedenklich ist auch die Art, in der (S. 96 ff., 102 ff.) die »Leistungen« Hitlers erörtert werden — als ob es vor 1933 keine Sozialpolitik, keine Bauten, keine Volksbildung (!) gegeben hätte; so sehr man dem Gesamturteil (S. 100) zustimmen kann, so problematisch ist wiederum die vorher eingeführte Erfolgskategorie<sup>18)</sup>. Unbefriedigend ist schließlich das Literaturverzeichnis, ganz abgesehen von dem überschätzend genannten Buch Daims<sup>19)</sup>; ein Register fehlt leider. Aber das sind, wie gesagt, Einzelheiten. Im ganzen verdanken wir Heiber (und — das soll nicht vergessen werden — dem auch sonst rühmenswürdigen Verlag) eine moderne, besonders für Schule und Erwachsenenbildung geeignete kleine Hitler-

17) Vgl. dazu R. Morsey, Vjh. f. ZG. VIII/1960, bes. S. 442.

18) Übrigens sollte man die seit der Fernsehsendung J. Neven-Dumonts erst recht provozierten und durch die Presse zu Topoi gemachten, davor seit Jahren aber fast nur noch fiktiven Probleme (Autobahnen, Arbeitslosigkeit, Hitler wußte nichts von den KZs. usw.) nicht immerfort wiederholen; sie begegnen, wenn nicht herausgefordert, viel seltener, das gemeinhin gesagt wird. In diesen Fragen scheint mir H.s Buch zu stark an seine Entstehungszeit gebunden und, sozusagen, in mißverständlicher Weise »populär« zu sein.

19) Vgl. dazu die oben Anm. 10 zitierte Rezension.

14) Die für das Verständnis des Buches entscheidende Stelle kann hier leider nur sehr knapp und abgekürzt zitiert werden.

15) E. Deuerlein in Vjh. f. ZG. VII/1959, S. 178 f.

16) Görnitz-Quint, aaO., S. 116.



biographie, die neben dem umfangreichen Buch Bullocks oft gewünscht wurde, eine charakteristische und geschlossene Darstellung.

\*

Die Radiovorträge (vom November 1959), die unter dem zugkräftigen Titel »Der Führer ins Nichts« als Broschüre veröffentlicht wurden, sind notwendigerweise uneinheitlicher und problematischer als die abgerundete Biographie<sup>20</sup>). In vier Ansätzen versuchen die Verfasser eine »Diagnose« Hitlers, Hans Buchheim gibt in »Hitler als Politiker« (S. 7–22) eine zu Anfang und am Ende erweiterte, im Hauptteil aber sehr gestraffte Kurzfassung, z. T. in wörtlicher Wiederholung, seines kleinen, aber eindringlichen Buches über »Das Dritte Reich«<sup>21</sup>). Gerade die Knappheit der Skizze läßt die Grundzüge des hitlerschen Charakters hervortreten: Egozentrik, Ungeduld, Überschätzung des Willens, Kampf und Krieg als »Element« Hitlers<sup>22</sup>), seine Blindheit gegenüber entscheidenden politischen Kategorien.

Edith Eucken-Erdsiek stellt in ihrem Beitrag »Hitler als Ideologe« (S. 25–42) die Frage: »Wie war es möglich?« Die Antwort leuchtet ein: weil die »Ideologie« in Wirklichkeit eine »Leere« war, schillernd und nicht zu fassen, konnten »alle Sehnsüchte der Zeit auf sie hingelenkt, ... alle durch sie betrogen werden« (S. 36, 41). Der Gang der Argumentation dagegen überzeugt nicht in gleicher Weise, auch nicht die zu wenig kühle,

mit rhetorischen Fragen zu sehr »popularisierte« Diktion.

Gerd Buchheit, »Hitler als Soldat« (S. 45–67), mißt den »Feldherrn« Hitler — denn das ist das eigentliche Thema — an den Forderungen Clausewitz' und kommt zu einem an einzelnen strategischen Entscheidungen geprüften, differenzierenden, aber insgesamt vernichtenden Urteil und legt dabei, in Übereinstimmung mit den anderen Beiträgen, wiederum allgemeinere Wesenszüge Hitlers bloß: Starrheit, Willensbetonung, Tatsachenblindheit.

Die gleichen Eigenschaften arbeitet H. G. Adler, »Hitler als Persönlichkeit« (S. 71–85), in z. T. leider allzu gedrängten Interpretationen einiger ausführlich zitierten Stellen aus dem »Kampf«-Buch, Reden und Gesprächen (Rauschning) Hitlers heraus. Wüßte man sich auch eine ausführlichere Analyse gerade des Soziologen und Psychologen, wobei der unterschiedliche Quellenwert der Zitate stärker zu berücksichtigen und die hier sehr ergiebige sogenannte »Presserede«<sup>23</sup>) hinzuzuziehen wäre, so wird doch mit aller wünschenswerten Eindeutigkeit vor allem die Menschenverachtung Hitlers aufs neue belegt.

## II.

Hitler rühmt in seinem Buch »Mein Kampf« mehrfach, er habe seit seiner Wiener Zeit »nur wenig hinzulernen müssen«; »zu ändern brauchte ich nichts«<sup>24</sup>). Diese Unwandelbarkeit, das bei aller taktischen Anpassungsfähigkeit unbelehrbare Festhalten an einmal gefaßten Meinungen, an den einmal gesetzten politischen Zielen war in der Tat für Hitler charakteristisch. Dem entsprach die Starrheit besonders

20) H. Buchheim — E. Eucken-Erdsiek — G. Buchheit — H. G. Adler, Der Führer ins Nichts, Eine Diagnose Adolf Hitlers, 88 S., Grote, Rastatt 1960.

21) Vgl. NPL IV/1959, Sp. 412 ff. — Weitgehend wörtlich jetzt etwa S. 12 (= »Drittes Reich« S. 18), S. 13 (= S. 23 f.), S. 14 (= S. 34 f.), S. 15 (= S. 36) u. ö.

22) Vgl. dazu J. Leuschner, Volk und Raum. Zum Stil der nationalsozialistischen Außenpolitik, 2. Aufl., Göttingen 1961, S. 76 f., ebenso Heiber, S. 136.

23) Hg. v. W. Treue, Vjh. f. ZG. VI/1958, S. 181 ff.

24) A. Hitler, Mein Kampf (Ausg. 1936) S. 21; vgl. S. 53, 84, 137.



des außenpolitischen Programms und dessen von Anfang an — wiederum: trotz aller taktischen Wendigkeit — kontinuierlich erstrebte Verwirklichung durch Krieg<sup>25)</sup>. Das wird noch einmal deutlich in zwei jetzt veröffentlichten Dokumenten.

Das erste ist eine Rede, die Hitler am 28. Februar 1926 im Hamburger Hotel Atlantic vor dem »Nationalclub von 1919« gehalten hat<sup>26)</sup>. Die von Werner Jochmann ausführlich eingeleitete Ausgabe eröffnet eine neue begrüßenswerte Schriftenreihe der Hamburger Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, und man kann den im Vorwort des Senators Heinrich Landahl ausgesprochenen Wünschen nur zustimmen. Die Erforschung der »Lokalgeschichte« des Nationalsozialismus liegt noch in den Anfängen. Aber wie ertragreich für eine genauere Durchdringung und Detailerkenntnis jener Zeit die Publikation örtlicher und regionaler Quellen sein kann, haben etwa die von Vollmer aus den Beständen des Düsseldorfer Staatsarchivs herausgegebenen Aachener Gestapoakten erwiesen<sup>27)</sup>. Man wird also der Hamburger Schriftenreihe einen guten Fortgang wünschen und hoffen dürfen, daß vor allem Akten und andere Quellen zur inneren, Sozial- und Wirtschaftspolitik des Nationalsozialismus, zur Geschichte auch der Arbeiterschaft in Hamburg veröffentlicht werden können.

Die Hitlerrede von 1926 stimmt, wie J. mehrfach anmerkt (vgl. bes. S. 56 ff.), weitgehend mit Formulierungen des

gleichzeitig entstandenen 2. Bandes des »Kampf«-Buches überein. Die Offenheit, mit der Hitler hier sein Programm für jeden ausbreitete, der lesen konnte und sich die allerdings beträchtliche Mühe machte, verblüfft auch in der Rede vor dem »Nationalclub von 1919«. Zugleich aber paßte er sich wie immer in Habitus und Wort seiner Zuhörerschaft an, deren Einstellung aus dem Namen der Vereinigung erkennbar ist: er verschweigt den Antisemitismus, schont die Konservativen. Noch war, wie wir auch aus den Erinnerungen von Albert Krebs wissen<sup>28)</sup>, die NSDAP in Hamburg eine unbedeutende Gruppe wirrer, gesellschaftlich isolierter Außenseiter (S. 22 ff.), noch war Hitler in Hamburg wie anderswo die öffentliche Rede verboten. Er mußte daher die Einladung des sozial exklusiven antiliberalen, antidemokratischen Klubs, der satzungsgemäß »die Stärkung des nationalen Empfindens« als Voraussetzung einer »deutschen Auferstehung« erstrebte (S. 30 f.)<sup>29)</sup>, dankbar annehmen. Hitler trat im klubüblichen Frack auf, »bescheiden und zurückhaltend, gelegentlich etwas unbeholfen« (S. 46); der gleiche Eindruck sollte sich sieben Jahre danach bei seinem ersten Treffen mit der Generalität am 3. Februar 1933 wiederholen<sup>30)</sup>. Er beginnt zögernd und konventionell: »Meine sehr verehrten Herren!« Aber nach den ersten »Bravo«-Rufen — die Niederschrift notiert die Reaktion der Zuhörer — wird er markiger: »Meine Herren«, und nachdem er, wie noch jedesmal, im Rederausch die Versammlung zu »stürmischem Beifall« hinreißen konnte, wagt

25) Vgl. Leuschner aaO., S. 58 ff.; Heiber, S. 112, 118; H. R. Trevor-Roper, Hitlers Kriegsziele, Vjh. f. ZG. VIII/1960, S. 121 ff.

26) Werner Jochmann, Im Kampf um die Macht, = Veröff. d. Forschungsstelle f. d. Gesch. d. Nationalsozialismus in Hamburg, Bd. 1, 123 S., Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1960.

27) B. Vollmer, Volksopposition im Polizeistaat, = Quellen u. Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1957.

28) Tendenzen und Gestalten der NSDAP, = Quellen u. Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 6, Stuttgart 1959, bes. S. 40 ff.

29) Die Klubmitglieder sind natürlich nicht mit den Nationalsozialisten zu identifizieren; zu den Gegensätzen und Konflikten vor und nach 1933 vgl. bes. S. 38 ff.

30) Vgl. Th. Vogelsang, Vjh. f. ZG. II/1954, S. 434 A. 127.



er die Anrede: »Meine lieben Freunde!« (S. 69, 82, 91).

Die zweieinhalbstündige Rede (S. 69—121) ist hier nicht wiederzugeben<sup>31)</sup>; sie zeigt den bekannten, für Hitlers Denkweise so aufschlußreichen Jargon: 16 mal »brutal« (vgl. S. 61), »Menschenmaterial« (S. 85, 98), »Vernichtung« (S. 103) usw., belegt wiederum seine Geistfeindlichkeit (S. 94), sein Geschlechtervorurteil (S. 111), macht die Einhaltung »gewisser Gesetze der Menschlichkeit« verächtlich (S. 98), bekennt sich zur Intoleranz (S. 113 ff.). Hier sei die Rede, wie gesagt, als neues Zeugnis für die ungewandelten Grundvorstellungen Hitlers angeführt. Er wendet sich gegen die Auffassung, daß Politik »mit geistigen Waffen ausgefochten« werde; »das ist an sich ein Irrtum, als das letzte Ziel der Politik der Krieg ist, was auch für die Zukunft gilt« (S. 83). Dem »Wahnsinn« des Glaubens an die heilende Kraft einer blühenden Wirtschaft setzt er nicht nur das »Gefühl für nationale Ehre« entgegen, sondern den Willen, »einen Kampf durchzuführen« (S. 88 f.), die Notwendigkeit, »eine Weltmacht zu sein« (S. 91). Deutschland als »Herrin von Europa«, erhalten etwa über Polen und die Tschechoslowakei, »die wir als minderwertig, als nebensächlich betrachteten« (S. 92) — das ist Hitlers immer wieder ausgesprochene und durch die chronologisch lückenhafte Kette der Dokumente unwiderlegbar bezeugte sehr konkrete Vorstellung vom Maß, Inhalt und Ziel der, seiner Politik, und er sollte sie aufs schrecklichste verwirklichen. Voraussetzung dazu ist Deutschlands Bündnisfähigkeit; sie ist mit dem »Bleigewicht von 15 Millionen Marxisten, Pazifisten, Kommunisten« nicht zu erreichen — »Bündnisse schließt

man nur zum Kampf«, lautet die entsprechende Formel im »Kampf«-Buch<sup>32)</sup>. Aber noch, im Februar 1926, findet Hitler seine »Kämpfer« nur an den Universitäten und in einigen vaterländischen Verbänden, denen »die Millionen der völlig Gleichgültigen« gegenüberstehen (S. 99).

So zeichnet sich konsequent auch in dieser Rede das Programm ab: In der Phase der Vorbereitung die »Vernichtung der marxistischen Weltanschauung in Deutschland« (S. 101) — und zwar, anders als bei den bürgerlichen Parteien, denen »nur ein Wahlsieg« vorschwebte, Ausrottung »bis zur letzten Spur« (S. 103) —; damit Gewinn einer Macht, die wie Mussolini allein regiert, »die den andern rücksichtslos das Genick zermalmt und zerbricht und kein Hehl daraus macht, daß der Kampf erst an dem Tag beendet ist, an dem der andere restlos erledigt ist«; danach die Mobilisierung der »Masse«, dem Kraftquell ohne »tausenderlei Bedenken«, zum Haß (S. 104 f.) — das Propagandarezept (S. 106, 109 ff.) über zwölf Jahre hinweg an den Wortlaut der »Presserede« von 1938 anklingend!<sup>33)</sup> — und am Ende »so oder so, der ganze Appell« (S. 98), der Krieg, Hitlers Element und letztes Ziel seiner Politik.

\*

Diesen Gedanken, dem außenpolitischen Programm, die sich in »Mein Kampf«, in Reden, in den »Schlüsseldokumenten« der dreißiger Jahre: Ansprache am 3. Februar 1933, Vierjahresplan-Denkschrift, Hoßbach-Niederschrift, Presserede usw. niederschlugen, hat Hitler 1928 ein »Zweites Buch« gewidmet<sup>34)</sup>. Über dessen Ent-

31) Die Ausgabe bietet, von Parallelen zum »Kampf«-Buch abgesehen, den reinen Text; man hätte sich, vielleicht unter Verzicht auf die gelegentliche Breite der Einleitung (bes. S. 12 ff., S. 45 ff.), wenigstens einzelne kommentierende und verweisende Anmerkungen gewünscht.

32) Hitler aaO., S. 749; zum ganzen vgl. Leuschner, S. 58 ff.

33) Vgl. Vjh. f. ZG. VI/1958, S. 184, 189 f.

34) Hitlers Zweites Buch, Ein Dokument aus dem Jahr 1928, Einzel. u. kommentiert v. G. L. Weinberg. Mit e. Geleitwort von H. Rothfels, = Quellen u. Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 7, 228 S., Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1961.



stehung und Überlieferung gibt die Einleitung (S. 15-40) des Herausgebers Gerhard L. Weinberg in beispielhafter Sorgfalt und gründlichster quellenkritischer Akribie jeden gewünschten Aufschluß. Hitler hat das Buch, oder richtiger: den bis auf stilistische Kleinigkeiten, (die die Ausgabe jeweils wiedergibt), unkorrigierten Entwurf im Sommer 1928 dem Leiter des Eher-Verlags, Max Amann, in die Maschine diktieren lassen. Die 324 Manuskriptseiten, an deren Echtheit kein Zweifel besteht, befanden sich, von einer verschollenen Kopie abgesehen, bis 1945 im Eher-Verlag, kamen dann mit anderen Papieren in die USA, wo sie 1958 endlich identifiziert werden konnten. Über die Gründe, aus denen 1928/29 eine Veröffentlichung unterblieb, können nur Vermutungen geäußert werden (S. 36 f.). Den Ausschlag mag einmal — neben den finanziellen Bedenken des Verlagsleiters und der durch die Zeitereignisse rasch notwendig gewordenen Revision gewisser Partien — die innenpolitische Rücksicht auf die Verbindung mit Hugenberg gegeben haben: die sich im Kampf gegen den Young-Plan bildende »Nationale Einheitsfront« mußte eine öffentlich wiederholte Mussolini-freundliche Stellungnahme Hitlers zur Südtirolfrage, die aktuellen Anlaß zur Niederschrift des Buches gegeben hatte (S. 21 ff.), ebenso als inopportun erscheinen lassen wie die damit verbundenen heftigen Angriffe auf die »bürgerlichen Politiker«. Dazu wird das von Hans Rothfels in seinem Geleitwort (S. 7 bis 10) <sup>35)</sup> als Motiv für die Nichtveröffentlichung erwogene außenpolitische Bedenken (S. 8 f.) den Druckverzicht mitbestimmt haben.

35) Auf das ruhige und gerechte Urteil über die gewiß ungewollte, aber tatsächlich bewirkte „Rettung“ der deutschen Akten durch deren Beschlagnahme ist angesichts der ständig wiederholten Verdächtigungen nachdrücklich hinzuweisen.

Die überzeugenden Argumente für die heutige wissenschaftliche Edition des Buches und für dessen Quellenwert, das Abwägen auch der möglichen Einwände, die Sorge vor Mißbrauch und Vorsorge gegen Mißdeutung bezeugen erneut die Aufgabe verantwortungsvoller Zeitgeschichte: »größtmögliche Objektivität im Erfassen der Tatsachen... aber keineswegs Neutralität gegenüber den Traditionen und Prinzipien europäischer Gesittung« <sup>36)</sup>.

Die Hinweise auf den Inhalt des Buches, das durch eine ausführliche Übersicht (S. 30 ff.), einen allerdings sehr knappen Kommentar (S. 33 ff.), durch einige Anmerkungen und ein Register (S. 226—29) erschlossen wird, können hier um so kürzer gefaßt werden, als Martin Broszat in »Betrachtungen zu Hitlers ‚Zweitem Buch‘« soeben eine Analyse der Grundsätze Hitlers darbietet <sup>37)</sup>. Der akute Streit in der Südtirolfrage hat Hitler veranlaßt, gegen die, wie er sagt, »herrschende frankophile Tendenz« noch einmal seine Auffassung von der Notwendigkeit eines Bündnisses mit Italien gegen Frankreich zu fixieren; er erweitert diese Forderung zum außenpolitischen Gesamtprogramm, das bis auf eine stärkere Berücksichtigung des Verhältnisses zu den USA, denen Deutschland eines Tages »die Stirne zu bieten« haben werde (S. 130), wie zu erwarten, kaum neue Gedanken enthält: sowohl die Grundthesen der Rassen- und Raumpolitik, die Lehre vom »Kampf« und von der Notwendigkeit des Krieges als auch die Kritik an der deutschen Politik vor 1914 und die ersten Schritte einer künftigen eigenen — Aufrüstung und »Bildung eines deutschen Volksheeres«, Suche nach Bundesgenossen (Italien und

36) H. Rothfels, Vjh. f. ZG. I/1953, S. 8.

37) Vjh. f. ZG. IX/1961, S. 417—429.

eine im Wunschdenken erhoffte »Kongressgemeinschaft«<sup>38)</sup> mit England). Militarisierung und Gewalt sind, in der Tat, integrale Teile der Konzeption<sup>39)</sup>.

Auch Form und Diktion des Buches bestätigen Bekanntes, das freilich in der ersten Fassung eines unkorrigierten Diktats die Mentalität Hitlers noch weniger als sonst verhüllt oder beschönigt; seine Sprache war die agitierende Rede, »Überfall« der Worte<sup>40)</sup>. Aber eben »das Gleichbleibende« (Rothfels, S. 9), die »Geradlinigkeit« (Weinberg, S. 11), die hier noch ein weiteres Mal deutlich wird, macht, über alles Einzelne hinaus, die biographische und programmatische Bedeutung des »Zweiten Buches« aus. Es schließt die Lücke zwischen dem »Kampf«-Buch mit der Hamburger Rede von 1926 und den genannten Dokumenten der Jahre nach 1933. Nur ein Zitat soll zuletzt die in der Sache wie im Ausdruck entwicklungslose Monomanie belegen. »Politik ist werdende Geschichte. Geschichte selbst ist die Darstellung des Verlaufs des Lebenskampfes eines Volkes« — von dieser Grundthese geht Hitler 1928 im »Zweiten Buch« aus (S. 46). »Politik ist die Führung und der Ablauf des geschichtlichen Lebenskampfes der Völker« beginnt 1936 die Vierjahresplan-Denkschrift Hitlers<sup>41)</sup>. Wie die Prämissen, so die Konklusionen: Hitler wird »Geschichte machen« (S. 76); und »wo immer unser Erfolg endet, er wird stets nur der Ausgangspunkt eines neuen Kampfes sein« (S. 77). Hitler hatte aus-

gesprochen, was er tun würde; er hat sein Programm verwirklicht, Geschichte gemacht. Die Folgen sind uns allen vor Augen, mögen es auch die Ursachen sein: die Dokumente sind ausgebreitet.

### III.

»Es gab keinen Nationalsozialismus außer Hitler«. Leiten die programmatischen Zeugnisse und die faktische Herrschaft des »Führers« immer wieder auf die These Heibers, so wendet sich das historische Interesse doch auch auf Hitlers nähere »Gefolgsleute«. Auf diesem Gebiete fehlt es noch weithin an jüngeren kritischen Biographien<sup>42)</sup>. Zwei neue Bücher, die Aufschluß über Goebbels versprechen, sind hier noch kurz anzuführen. Helmut Heiber verdanken wir die trotz den Schwierigkeiten der handschriftlichen Vorlage (vgl. das Facsimile, S. 93) ausgezeichnet edierte, gründlich kommentierte und durch 18 Dokumente ergänzte Ausgabe des Goebbels-Tagebuchs von 1925 bis 1926, mit der die sehr erwünschte Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte einsetzt<sup>43)</sup>. Goebbels soll seit seinem zwölften Jahre Tagebücher geführt haben, private und, wohl seit 1933, offiziöse, »Commentarien« gleichsam für eine spätere Geschichte des Dritten Reiches; über das Schicksal der Papiere gibt die (etwas lockere) Einleitung Auskunft. Der Aussagewert etwa der Teilausgabe Lochners<sup>44)</sup> und selbst der tendenziös bearbeiteten Stücke, die 1934 erschienen<sup>45)</sup>, ist kaum zu bestreiten. Die jetzt

38) Broszat, aaO., S. 418. Allerdings hat Hitler diesen »Traum« doch nicht kontinuierlich bis zum August 1939 festgehalten (so ebda. S. 419); die Abwägung des britischen Verständigungsversuches im Herbst 1937, des Umbaus der Koalitionen im Winter 1937/38, die Rede von den »Haßgegnern England und Frankreich« am 5. 11. 1937, das Schwanken H.s zwischen Trotz und Illusion im Sommer 1939 zeigen deutlich den Sprung und schließlich den Bruch in der ursprünglichen Bündnisserwartung.

39) Broszat, aaO., S. 429.

40) Vgl. Broszat, S. 427 f.; die Redeform geht bis zur Groteske der direkten Anreden (S. 195 f.).

41) Hg. v. W. Treue, Vjh. f. ZG. III/1955, S. 204.

42) Bibliographische Übersicht bei Erdmann (oben Anm. 5), S. 178.

43) Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26, mit weiteren Dokumenten hg. v. Helmut Heiber, = Schriftenreihe d. Vjh. f. ZG., Bd. 1. 143 S., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart o. J. [1960].

44) Goebbels' Tagebücher a. d. Jahren 1942—43, hg. v. L. P. Lochner, dt. Ausg. Zürich 1948.

45) J. Goebbels, Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei, München 1934.



publizierten Diarien, deren Lektüre stellenweise erheitert, insgesamt aber niederdrückt, gewähren näheren, wenn auch sehr subjektiven Einblick in die wirre, hektische, innere wie äußere Ruhelosigkeit, in Parteintrigen der Kampfzeit. Das Tagebuch zeigt, mit H. zu sprechen, »den Weg vom bloßen Parteimitglied zum bedingungslosen Anhänger Hitlers« (S. 13), dessen Wirkung auf Goebbels freilich weniger mit Magie als mit dem gewinnenden Eingehen Hitlers auf die Eitelkeit und Sentimentalität Goebbels' zu erklären sein dürfte (vgl. etwa S. 74, 90 f., 95) — Opportunismus, Glaubens-, ja Liebesbedürfnis des einen und berechnende Lockung des anderen hatten sich gefunden. Die Notizen entlarven schließlich, (darin ist H. jedenfalls für die Selbstdarstellung Goebbels' in jenen Monaten zuzustimmen), den Parade-Intellektuellen des Dritten Reiches als einen verklemmten, sich selbst bespiegelnden, begeisternden, sich selbst täuschenden, ungezügelt emotionalen Kleinbürger.

Seine Schlaueit und Brutalität sollten ebensowenig unterschätzt werden wie seine Wirksamkeit als Berliner Gauleiter seit Herbst 1926 <sup>46)</sup> und als Propagandaminister. Eine kritische Goebbels-Biographie ist daher trotz vielen Ansätzen dazu ein Desiderat. Sie bleibt es auch nach dem Erscheinen des Buches von Heinrich

Fraenkel und Roger Manvell <sup>47)</sup>. Die beiden Publizisten und Filmhistoriker haben die Schriften und Tagebücher Goebbels', weniger die Reden und Zeitungsartikel, herangezogen und eine Unzahl von Aussagen befragter Zeitgenossen gesammelt. Trotzdem ist kein befriedigendes Buch daraus geworden. Über die unzulängliche Benutzung des frühen Tagebuchs hat Heiber das Nötige gesagt <sup>48)</sup>; auch gedruckte Vorlagen sind in Text und Datum nicht immer richtig wiedergegeben <sup>49)</sup>. Einige Quellen (Semler, von Oven) hätten mit größerer Kritik und Zurückhaltung verwertet werden sollen, andere sind gar nicht beachtet worden <sup>50)</sup>. Dennoch haben die Verf. vor allem für die Jugendgeschichte Goebbels' wohl alles erreichbare Material zusammengetragen, so daß das Buch, das in den Hauptteilen eine mit Vorbehalt zu lesende, stellenweise gewiß auch lehrreiche, aber eben in jedem einzelnen Fall zu überprüfende Zitatensammlung ist, schon deswegen für alle weitere Beschäftigung mit Goebbels nicht übergangen werden kann. Die erwartete abschließende Biographie bietet es leider nicht.

46) Vgl. dazu auch die von M. Broszat hg. Dokumentation in Vjh. f. ZG. VIII/1960, S. 85 ff.

47) Heinrich Fraenkel u. Roger Manvell, Goebbels, Eine Biographie, 391 S., 16 Abb., Verlag Klepenheuer & Witsch, Köln — Berlin 1960.

48) H. Heiber, Joseph Goebbels und seine Redakteure, Vjh. f. ZG. IX/1961, S. 66—75.

49) Vgl. etwa S. 162 mit »Vom Kaiserhof . . .«, 28. (nicht 25.) Mai 1932; S. 173 mit ebda. 18. (nicht 17.) Juli 1932; S. 175 mit ebda. 22. (nicht 23.) April 1933.

50) Vgl. z. B. Coulondre (oben Anm. 7), S. 318 ff.

## Afrika — südlich der Sahara

Harry Pross (Salmers/Allgäu)

Das im voraus zum Jahr Afrikas proklamierte Jahr 1960, das dann in der Kongo-Krise einen dramatischen Höhepunkt erreichte, hat eine Reihe nützlicher Publikationen über das sogenannte schwarze Afrika gebracht. Von unterschiedlicher Qualität stimmen sie doch alle überein, daß dieser Weltteil bisher zu wenig Beachtung gefunden habe, oder unter einem zu engen, europäischen Gesichtspunkt beurteilt worden sei. Keiner der Autoren behauptet das Gegenteil, so daß ein eilfertiger, ja dynamischer Zug des Aufholens, des Nachholens von Versäumnissen, ja des Bessermachens der Haupteindruck ist.

Die politische Literatur läßt zwei durchgehende Unterscheidungen zu: Erstens die geographische Unterteilung, mit der versucht wird, über ein bestimmtes Gebiet möglichst erschöpfend Auskunft zu geben; zweitens die Betrachtung weiterer Strecken unter dem Gesichtspunkt des allgemeinen Entwicklungsprozesses. Das Ideale wäre natürlich die Anwendung der unter Punkt 2 erforderlichen soziologischen Kriterien auf bestimmte regionale Einheiten. Doch ist dieses Verfahren selten.

### I.

Wenn wir der regionalen Einteilung folgen, so empfiehlt es sich, diejenigen Titel vorweg zu nehmen, die das Ganze im Auge haben, diesen ungeheuer differenzierten Komplex, der nur in einer sehr

weitgefaßten Theorie als Einheit erscheinen kann. Der Engländer H. Wynn Jones <sup>1)</sup> gibt einen Überblick vom Mittelmeer bis zum Kap, der bei aller Vereinfachung auf das Schema »Afrika — gestern und heute« eine Fülle von Einzelheiten enthält, die das Verständnis der akuten politischen Fragen erleichtern. Zur Einführung für den Leser, der keine anderen Absichten hat, als eben das Notwendigste zu verstehen, ist er wohl geeignet. Das beste Gegenstück in deutscher Sprache hat P. Walbert Bühlmann OFM Cap geschrieben <sup>2)</sup>. Aus der Missionsarbeit erwachsen, zeichnet sich B.s Bändchen durch Verständnis und Kenntnis der sozialen Problematik aus. Er hat hauptsächlich den Afrikaner im Sinn, der, seiner ursprünglichen Ordnung beraubt, durch den kolonialen Anstoß mobilisiert, sich zurechtfinden soll in einer Umwelt, die nicht mehr und noch nicht seine eigene ist. Mit Recht mißt B. den Folgen der »Entwurzelung« (Wohnungsnot, Alkoholismus, Kriminalität, Entstehung städtischen Lumpenproletariats, Sexualnot u. dgl.) entscheidende Bedeutung für ganz Afrika zu. Ob die Hilfsmittel, die er aus priesterlicher Sicht vorschlägt (menschliche Gesinnung, Zusammenarbeit schwarzer und weißer Arbeiter, Freizeitgestaltung und sonstige

1) H. Wynn Jones, *Africa in Perspectives*. X, 214 S., Quadriga Press Ltd., London 1960.

2) Walbert Bühlmann, *Afrika — gestern, heute, morgen*. 174 S., Herderbücherei Bd. 86, Freiburg 1960.



»Gemeinschaftshilfen«), anwendbar sind, kann bezweifelt werden, bestätigt aber die Missionsarbeit in ihrer Konsequenz, der Afrika unendlich viel verdankt.

Hans Leuenberger <sup>3)</sup>, ein eher skeptischer Beobachter der afrikanischen Entwicklung in sechs Jahren, widmet der Mission ein sehr offenes und eindrucksvolles Kapitel. Was seiner Darstellung des sozialen Sektors und seiner politischen Bewegung an Systematik fehlt, gewinnt sie durch Farbigkeit. Das Buch regt an weiterzusuchen, weil es oft genug durch Generalisierungen von Einzelbeobachtungen unseren Widerstand weckt, etwa wenn vom Vorherrschen des taktischen Sinnes in der afrikanischen Politik die Rede ist und daraus geschlossen wird, daß die Afrikaner keine Strategen seien. Gewiß legt die Herrschaftsgliederung in eine unüberschaubare Zahl kleiner und kleinster Machtbereiche das Taktieren näher als das strategische Denken; aber muß daraus wirklich ein Renaissance-Jahrmarkt der Diktatoren werden, wie L. befürchtet?

Erik Verg <sup>4)</sup> warnt in seinem gutgebildeten Reisebuch vor Generalisierungen dieser Art. Er glaubt nicht, daß Afrika unsere Entwicklung nachholen wird: »Es wird das Vorgestern und das Übermorgen zusammenschmelzen. Es ist schon auf dem besten Wege, diese sonderbare Mischung hervorzubringen. Das Ergebnis wird die ‚afrikanische Persönlichkeit‘ sein, repräsentiert von Millionen und aber Millionen ‚Afrikanern‘, die einen ganz neuen, uns wahrscheinlich unverständlichen Menschentyp darstellen werden.« V.s. Buch ist nicht so reichhaltig wie das von Leuenberger, dafür sorgfältiger im politischen Urteil. Des Verf. Zweifel an der Nachholthese schärft seinen Blick für die

Disharmonien der gesellschaftlichen Entwicklung, ohne daß er freilich im Einzelnen weiterfragte.

Das leistet James Cameron <sup>5)</sup> vom »News Chronicle« in politischer Hinsicht. Seine Frage ist in erster Linie die nach der Anwendbarkeit parlamentarischer Demokratie; er beantwortet sie mit einem Zitat von Nyerere, der aus der Perspektive des ostafrikanischen Nationalismus erklärt, man könne nicht darum herum, daß die Nationalisten, die den Unabhängigkeitskampf gewonnen haben, auch die Regierung bilden, und daß es lächerlich sei, von einem neuen Staat zu erwarten, er solle seinen politischen Willen künstlich teilen, nur damit Demokratie entstünde. Mit anderen Worten: Man muß abwarten, was aus den örtlichen Bedingungen hervorgeht. Manche afrikanischen Staaten werden parlamentarisch, demokratisch, liberal sein, andere autoritär, entweder in der feudalistischen oder der militaristischen oder sozialistischen Version. C.s. Buch eröffnet eine Serie »The Great Revolutions«, die der Verlag bis auf Cromwell zurückführen will, — ein guter Anfang.

Adolph Kummernuss <sup>6)</sup> war an den Bemühungen des IBFG beteiligt, die afrikanische Arbeiterschaft, von der Bühlmann sagt, sie fasse Lohn nicht als gerechte Entschädigung für geleistete Arbeit, sondern als Gabe und Gegengabe auf, in Kontakt mit den freien Gewerkschaften zu bringen. Die Idee der Solidarität und praktische Organisationsfragen bestimmen seinen Blickwinkel. Er sieht die empörenden Unterschiede im Lebensstandard und die davon herrührende Verführbarkeit der proletarischen Massen,

5) James Cameron, *The African Revolution*. 199 S., Thames and Hudson, London 1961.

6) Adolph Kummernuss, *Wohin geht Afrika*. 183 S., Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1960. Vgl. auch die intelligenten Broschüren »Free Trade Unions in the Fight for African Freedom« und »The College of the Equator«, ICFTU, Brüssel 1961.

3) Hans Leuenberger, *Die Stunde des schwarzen Mannes*. 443 S., Biederstein Verlag, München 1960.  
4) Erik Verg, *Das Afrika der Afrikaner*. 190 S., Cotta Verlag, Stuttgart 1960.

geißelt mit Recht die weiße Oberschicht, wo sie noch immer im »Schwarzen« einen Menschen letzter Klasse zu sehen geneigt ist; überhaupt wird die enorme Schwierigkeit außerafrikanischer Gruppen deutlich, die versuchen, dem pluralistischen Prinzip folgend, direkte »Entwicklungshilfe« für ihre afrikanischen Zugehörigen zu leisten. Die Hindernisse, die sich den Gewerkschaften dabei entgegenstellen, unterscheiden sich nicht prinzipiell etwa von denen, die die katholische Mission im bursischen Südafrika zu überwinden hat. Solange eine detaillierte Darstellung des afrikanischen Gewerkschaftswesens fehlt, ist die Schrift von K. wichtig als Beleg für die Anfänge der IBFG-Politik in den neuentstehenden Staaten Afrikas.

Welchen Anteil afrikanische Gewerkschaftler an der politischen Verselbständigung des Kontinents haben, wird aus Rolf Italiaanders <sup>7)</sup> biographisch-historischen Skizzen klar. Dieses Buch stützt sich zum Teil auf des Verf. »Der ruhelose Kontinent«, zum anderen auf die offiziellen Biographien, wie sie von den Informationsabteilungen der neuen Staaten herausgegeben werden. Daß dennoch die Oppositionellen nicht zu kurz kommen, etwa Nkrumahs unglücklicher Gegenspieler Danquah, verdanken wir I.s Sympathie für Einzelgänger, wie das Ganze weniger politisch-soziologisch als feuilletonistisch fasziniert. I. verleugnet sowenig wie Leuenberger sein Ergriffen-sein von der afrikanischen Magie, das sich nicht immer mit den Erfordernissen der Zeitgeschichtsschreibung vereinen läßt.

Einem der alten Männer Afrikas, Albert Schweitzer, hat der Zahnarzt Frederick Franck <sup>8)</sup> ein menschlich warmes, politisch unerhebliches Buch gewidmet. Italia-

ander bemerkt treffend, daß Schweitzers Bedeutung nicht in Gabon liegt, sondern in Europa. Man könnte sagen, in seinem Leitbildcharakter und, ohne der frommen Persönlichkeit des musterhaften Protestanten nahetreten zu wollen, in seiner patriarchalisch-europäischen Attitüde, über die Afrikas Entwicklung hinweggegangen ist. Nicht, daß es bessere Ärzte in Afrika gibt und vollkommener Kliniken als die von Lambarene, wäre anzuführen, wie L.-P. Aujoulat <sup>9)</sup> sachlich richtig vermerkt, sondern daß ein so ur-europäisches Phänomen wie Schweitzer eben nur europäisch wirken kann. Das aber lehrt, mit der Rede von der universalen Menschlichkeit vorsichtiger zu sein, als im Zusammenhang mit Schweitzer, mit Gandhi, mit Tolstoj in der Regel geschieht.

## II.

Die Diskrepanzen der gesamtafrikanischen Entwicklung lassen sich theoretisch auf das verwirrende Neben- und Durcheinander von alter Sozialordnung (auf stammesweise völlig verschiedenen Kulturstufen), kolonialem Anstoß, mobilisiertem Afrikanertum und moderner Zivilisationsproblematik bringen. Das Ausmaß der menschenzerreißenden Spannungen, die in dieser Situation entstehen müssen, wird am deutlichsten im Werk von L.-P. Aujoulat. Der Verf., Franzose, Arzt, Katholik, schöpft aus seinen Erfahrungen in Französisch-Westafrika und in französischen Kolonialämtern. Von allen für diesen Bericht vorliegenden Büchern schätze ich seines am höchsten. Ohne die Antwort, die A. seinem eigenen Warnungsruf im Hinweis auf die Kirche gibt, für ausreichend zu halten, meine ich, keine treffendere Diagnose Westafrikas gelesen zu haben. A. zeigt, wie die alte Herrschaft, gerade weil sie untergehen muß, sich

7) Rolf Italiaander, Die neuen Männer Afrikas. 427 S., Econ Verlag, Düsseldorf 1960.

8) Frederick Franck, Tage mit Albert Schweitzer. 199 S., Scherz Verlag, Bern/Stuttgart 1960.

9) L.-P. Aujoulat, Afrika kommt. 434 S., Karl Alber Verlag, Freiburg 1960.



noch einmal der Sinne bemächtigt, vom Glauben zum unangefochtenen Aberglauben wird. Er weist, z. B. in den hochinteressanten Abschnitten über Arbeitsauffassungen, darauf hin, wie manche Schwierigkeiten des Unabhängigkeitstrebens auf kolonialistische Schocks zurückzuführen sind (»Import einer kranken Zivilisation nach Afrika«), und er warnt eindringlich vor dem Übereifer afrikanischer Politiker, das Übermorgen dem Vorgestern unverbunden aufzupropfen. Leider ist das Buch fehlerhaft übersetzt.

A.s Arbeit kommt deswegen große Bedeutung zu, weil der Westen derjenige Teil des schwarzhäutigen Afrika ist, der durch jahrhundertlange, oft genug nur zu intensive Berührung (Sklavenhandel) mit den atlantischen Völkerschaften im Zivilisationsprozeß am weitesten fortgeschritten ist. Neben der alten Oberschicht der Häuptlinge, Emire, Stadt- und Dorfkönige gibt es dort eine moderne, administrativ und technisch versierte Elite, die durchaus willens und in der Lage ist, den *cultural lag* (Ogburn) zwischen den zivilisatorischen importierten Verhaltensweisen und der einheimischen Kultur zu überbrücken. Das gilt für die Anrainer der Guinea-Küste allgemein, besonders aber für den volkreichsten dieser Staaten, die Föderation von Nigeria. Ihre Geschichte gibt, von den legendären Anfängen über ziemlich exakte Darstellungen vom 9. Jahrhundert ab bis 1900, eine Quellensammlung von Thomas Hodgkin<sup>10)</sup>. Eine willkommene Hilfe zum Verständnis der kulturellen Voraussetzungen, aus denen die nigerianische Politik schöpft. Die Serie von nigerianischen Radiosendungen, die Professor K. O. Dike<sup>11)</sup>, der hervorragendste Historiker seines Landes, eingeleitet hat, diente mehr

pädagogischen Zwecken und bleibt unkritisch. Anders der Erlebnisbericht von Janheinz Jahn<sup>12)</sup>. Dieser begabte Dichter versuchte etwas Unmögliches, nämlich, die oft gehörte Forderung, Weiße sollten im Umgang mit Schwarzen farbenblind sein — und umgekehrt —, zu realisieren, indem er wie die Einheimischen deskaum vorhandenen unteren Mittelstandes reiste, aß, schlief, trank. Am aufregendsten sind daher die zahlreichen Beweise, daß die Nigerianer eben nicht farbenblind sind. So entstand ein Stück Sozialgeschichte, gesehen durch ein lyrisches Temperament.

Was Jahn — mit Diop — die Reafrikanisierung nennt, ist im kleinen Ghana seit der Unabhängigkeit vom März 1957 weiter fortgeschritten als im ungefügten Nigeria. W. E. F. Ward<sup>13)</sup> hat seine bekannte »Geschichte der Goldküste«, 1948, inzwischen bearbeitet und neu aufgelegt. Die Titeländerung schon macht eines der Grundprobleme des neuen Staates deutlich: Was heute Ghana heißt, ist historisch vielfach über seine Grenzen hinaus mit den benachbarten Regionen verwoben. Mit dem Ghana des Mittelalters hat es so gut wie nichts zu schaffen, wohl aber mit dem heutigen Togo, das umgekehrt durch die Teilung der alten deutschen Kolonie seinen britischen Mandatsteil an die Goldküste verlor. W.s Buch widmet den dänischen und holländischen Kolonialunternehmen an dieser Küste bemerkenswert viel Raum und gibt ein im Ganzen anschauliches Bild. Aktuell ergänzt wird es durch den Australier R. Raymond<sup>14)</sup>, der von 1953 bis 1957 am Volta River Project, einem der großen Energievorhaben, beschäftigt war und die Stimmungen während der letzten Kolonialjahre schil-

10) Thomas Hodgkin, *Nigerian Perspectives*. XVIII, 340 S., Oxford University Press, London 1960.

11) K. O. Dike, *Eminent Nigerians of the Nineteenth Century*. 97 S., Cambridge University Press, Cambridge 1960.

12) Janheinz Jahn, *Durch afrikanische Türen*. 279 S., Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1960.

13) W. E. F. Ward, *A History of Ghana*. 434 S., Allen & Unwin Ltd., London 1959.

14) Robert Raymond, *Black Star in the Wind*. 288 S., Macgibbon & Kee, London 1960.

dert. Der etwas enthusiastische Bericht vermittelt einen Begriff davon, wie der Machtübergang trotz mancherlei Reibungen ordentlich vollzogen wurde.

Liberia, Amerikas unerfüllten Republiktraum an der Westküste, hat Albert von Haller <sup>15)</sup> ein Jahr lang erlebt. Was er mit viel Wärme und Verständnis berichtet, klingt nicht sehr ermutigend. Das von amerikanischem Kapital abhängige, von einer exklusiven Kaste regierte Land hat in den langen Jahrzehnten seiner Souveränität eine Mischung von afrikanischen und europäischen Staatssitten entwickelt, die für den Anthropologen interessanter ist als für die Bevölkerung, die unter ihr leben muß. Es wirkt wie ein Mensch, dessen Entwicklung zu früh aufgehört hat. Wäre v. H. nicht der weitsichtige und tolerante Berichtersteller, als der er in diesem Buch erscheint, könnte man diesen Liberia-Report nicht ohne ernste Zweifel an den afrikanischen Entwicklungschancen überhaupt aus der Hand legen.

### III.

Eine der ungelösten Fragen der Entwicklungspolitik ist die nach der Geschwindigkeit, mit der die neuen Staaten die euro-amerikanische Entwicklung nachholen oder übertreffen. Da Sowjetrußland in vierzig Jahren sich unendlich schneller entwickelt hat, als Westeuropa vorher, neigen manche Autoren zur Annahme, afrikanische oder asiatische Entwicklungsländer könnten sich, auf Euroamerika und Rußland gestützt, noch schneller auf moderne Füße stellen. Afrikanische Intellektuelle hoffen es. Dabei ist der »Beschleunigungskoeffizient« unbekannt und kaum errechenbar. Liberia scheint ein Beispiel dafür zu bieten, daß weder von Nachholen noch Übertreffen gesprochen

werden kann. Das Nebeneinander hat sich etabliert wie in Süd- oder Südosteuropa. Unentschieden ist die Zukunft Zentralafrikas.

Die Kongo-Krise, von der Peter Scholl-Latour <sup>16)</sup> einen lebhaften Eindruck in Gestalt seiner Radio-Berichte gibt, kann ebenso ein »liberisches« wie ein »ghanesisches« Ende finden. Sch.s Lageberichte geben, abgesehen von ihrem Interesse für den Erforscher von Revolutionsabläufen, klar zu erkennen, daß ohne starken Staat in den neuen Ländern nichts werden kann. Wo die Exekutive versagt, verheddern sich die dissoluten Kräfte und lähmen sich gegenseitig. Das ist im Grunde auch das Problem, vor dem Rhodesien und Nyasaland stehen. Während Ndabaningi Sithole <sup>17)</sup> dem Ideal der freien Nation in seinem lesenswerten Essay genug integrierende Kraft zutraut, um die Mobilisierungs- und Zivilisationsschwierigkeiten zu bewältigen, sind Clyde Sanger <sup>18)</sup> und C. E. Lucas Phillips <sup>19)</sup> gerade in dieser Hinsicht skeptisch. S. verurteilt aus guter Kenntnis die konservative Rassenpolitik aufs schärfste, er bemängelt die Unentschiedenheit der weißen Liberalen und tritt für eine *non-racial society* ein; aber er hat doch erhebliche Zweifel an der Integrationskraft des in Gemäßigte und Nationalisten gespaltenen afrikanischen Elements. Zwar ist der afrikanische Nationalismus darauf aus, die von außen gekommenen Anstöße zu verarbeiten; aber es bleibt die Frage, wie er diese, seine spezifische Fortschrittlichkeit durchsetzen kann, da er sich doch zugleich auf die immateriellen Werte Altafrikas berufen muß, um Massen und die

16) Peter Scholl-Latour, Matata am Kongo. 307 S., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1961.

17) Ndabaningi Sithole, African Nationalism. 174 S., Cape Town Oxford University Press, London/New York 1959.

18) Clyde Sanger, Central African Emergency. 342 S., Heinemann, London 1960.

19) C. E. Lucas Phillips, The Vision Splendid. 384 S., Heinemann, London 1960.

15) Albert v. Haller, Die Welt des Afrikaners. 279 S., Econ Verlag, Düsseldorf 1960.



Kräfte der alten Ordnung mitzuziehen. Ph. versucht unter Hinweis auf die glorreichen Anfänge der britischen Kolonialpolitik in diesem Gebiet einen Zukunftsentwurf für die Zentralafrikanische Föderation. Er rechnet mehr mit dem einheimischen weißen, dem Mutterland entfremdeten Element, wenn er an diese Tradition appelliert; aber sein Urteil über die Entwicklung seit den Unruhen von 1959 und seine Kritik des Devlin-Reports sind wohlabgewogen und enthalten unangenehme Nachweise gouvernementaler Versäumnisse und Mißbräuche. Anders als im weiterentwickelten Westafrika scheint demnach in Rhodesien-Nyasa weder das schwarze, noch das weiße Element in der Lage, die für die Entwicklung notwendige Planung zu unternehmen und zu executieren. Dabei bieten die industriellen Ballungszentren geradezu klassische Ansatzpunkte für das leninistische Revolutions-Modell.

Aus dieser kritischen Lage zieht Fritz Ferdinand Müller <sup>20)</sup> den Schluß, daß die Befreiungsbewegung erwacht sei und auf dem Weg ins Weltfriedenslager. Wenn man von der ideologischen Einkleidung absieht, findet man in seiner polemischen Schrift Beispiele spätkolonialer Mißgriffe und einige Bemerkungen über die Mentalität der Führer des Nyasaaufstandes, deren Kenntnis nicht schaden kann. John L. Brom <sup>21)</sup> dagegen führte seine siebente Afrika-Reise auf Stanleys Spuren. Das ist wieder das alte Afrika mit Tänzen, unwegsamen Pisten und Malaria, vor dem alle Erörterungen über Entwicklungspolitik und soziale Diskrepanzen akademisch klingen.

#### IV.

Für die Mobilisierung der afrikanischen Stadtbevölkerungen und derjenigen Landbewohner, die durch Rundfunk und Presse erreichbar sind, in panafrikanischem, antieuropäischem Sinn ist nichts so wertvoll wie die französische Algerienpolitik und die Apartheid in der Südafrikanischen Union. Dabei sind die Elemente des Anstoßes in beiden Fällen nicht eigentlich Europäer, sondern weiße Afrikaner. Die Million Mischlinge, die Buren mit Hottentottenmädchen zeugten, gehören ebenso zu den Voraussetzungen der heutigen Isolierungspolitik, wie das algerische Element, das wir durch Camus als autochthon kennen lernten. Der Aufstand gegen die Apartheid ist darum trotz seines Schwarz-Weiß-Charakters mehr ein sozialer und Freiheitskampf als ein bloßer Rassenkonflikt. Das zeigt die Biographie von Tshekedi Khama deutlich, die seine Mitarbeiterin Mary Benson <sup>22)</sup> kurz nach seinem Tod veröffentlichte. Im Lebenslauf dieses Bamangwato-Häuptlings wird die durchgehende Linie von der Stammespolitik in Betschuana-Land bis zur Verwaltungsreform in den 50er Jahren und der Beobachter-Funktion Tshekedis im Europarat sichtbar. Sie bietet zugleich ein Beispiel der Kontinuität britischer Kolonialpolitik in ihrer Zusammenarbeit mit den alten Herren Afrikas. In die Südafrikanische Union und nach Ostafrika führt Noni Jabavu <sup>23)</sup> Bericht. In England erzogen, mit einem Engländer verheiratet, hat die Bantu-Schriftstellerin aus persönlicher Erfahrung zur politisch-sozialen Situation in Afrika Bedenkenswertes beizutragen. Ihre lebhaft erzählte Geschichte gehört zu den Büchern, die das ganze Problem an einem

20) Fritz Ferdinand Müller, *Bwana, deine Zeit ist um*, 167 S., Kongress Verlag, Berlin 1960.

21) John L. Brom, *Auf Stanley's Spuren, Afrika ohne Gnade*, 352 S., Horst Erdmann Verlag, Herrnsdorf 1960.

22) Mary Benson, *Tshekedi Khama*, 319 S., Faber & Faber, London 1960.

23) Noni Jabavu, *Drawn in Colour. African Contrasts*, 208 S., John Murray, London 1960.

24) Leo Marquard, *The Peoples and Policies of South Africa*, VII, 247 S., Cape Town Oxford University Press, London/New York 1960.

winzigen Ausschnitt sichtbar machen. Leo Marquard <sup>24)</sup> vermeidet alles Persönliche. Er stellt fest und berichtet nüchterne Fakten. Auf diese Weise ist eine unsensationelle, aber verlässliche Arbeit über die südafrikanische Gegenwart entstanden, die zur Einführung wie zum Nachschlagen gleich gut geeignet scheint. Eine spezielle Leistung vom Kompendiencharakter stellt das Werk von H. R. Hahlo und Ellison Kahn <sup>25)</sup> dar. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als eine Zusammenfassung des Rechts in der Südafrikanischen Union. Die englische Jurisprudenz wird diese Synopsis zweifellos zu ihren Pionierleistungen zählen. Für den Politologen und Soziologen sind die Kapitel über den Geist des südafrikanischen Rechts und die Verfassungsentwicklung die wichtigsten. Der Konflikt zwischen britischem und englischem Recht, die Konfrontation beider mit den Rechtsauffassungen der Stämme vertiefen das Verständnis für die politische Entwicklung erheblich, freilich nach Rechtfertigungen der Apartheid sucht man vergeblich.

## V.

Wahrhold Drascher <sup>26)</sup>, der zuletzt mit einem Buch über »Die Vorherrschaft der weißen Rasse« (Stuttgart, 1936) hervorgetreten ist, sucht nunmehr die kolonialen Leistungen, unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Anteils, vor Kritikern zu verteidigen. Was Afrika anlangt, so hält er den »europäischen Bruderkrieg« für eine entscheidende Ursache der afrikanischen Emanzipation. Die »Mißachtung der kolonialen Imponderabilien bei den Verhandlungen in Versailles«, »Hitlers rein kontinentale Krieg-

führung« werden ebenso herangezogen wie die »Inferioritätsgefühle der Neger« und die »Notwendigkeit des Einsatzes des weißen Nachwuchses«. So ist ein westliches Gegenstück zu dem Buch von Müller entstanden, das bei weiterer Sicht doch bekannte ideologische Grenzen nicht zu überschreiten vermag, etwa wenn in der Darstellung des Madagaskar-Aufstandes von den hingemordeten Weißen die Rede ist, die Verelendung und Hungersnot der Bevölkerung damit abgetan wird, daß eine wenig geschickte Militärverwaltung sich wenig um die wirtschaftlichen Verhältnisse kümmerte. »Die Versorgung mit Lebensmitteln geriet ins Stocken, wodurch allgemeiner Unwillen entstand«. Oder wenn der Verf. die *colour bar* mit dem Hinweis auf Konfessionsschulen als nichtdiskriminierend erklärt.

Weitaus unbefangener behandelt W. M. Macmillan <sup>27)</sup> das letzte Stadium des Kolonialismus. Auch er betont, daß die Rede von der europäischen Mission in Übersee nicht »cant« war. Ohne Glauben werden solche Leistungen nicht vollbracht. Aber die »Notwendigkeit einer völligen Umstellung der Weißen« (Drascher) ist für ihn eine praktisch-evolutionäre, nicht eine doktrinaire Angelegenheit. Klar in der Argumentation, nüchtern im Urteil, zeichnet M. den Übergang Afrikas von einer »Bürde des weißen Mannes« zu einer »Bürde des schwarzen Mannes« — eine faire Auffassung, die an alle Beteiligten sachgerechte Maßstäbe anlegt. Aus dem Gesichtsfeld des Kolonialbeamten, der sowohl in der Zentrale wie in Ceylon und Malaya an der Dekolonialisierung beteiligt war, skizziert Sir Charles Jeffries <sup>28)</sup> Übergangsprobleme, wie sie u. a. in Ghana und Nigeria entstanden und in Zentralafrika bevorstehen. »The smooth

<sup>25)</sup> H. R. Hahlo and Ellison Kahn, *The Union of South Africa*. XXX, 900 S., Stevens & Sons Ltd, London 1960.

<sup>26)</sup> Wahrhold Drascher, *Schuld der Weißen?* 327 S., Fritz Schlichtenmayer Verlag, Tübingen 1960.

<sup>27)</sup> W. M. Macmillan, *The Road to Self-Rule*. 296 S., Faber & Faber, London 1959.

<sup>28)</sup> Sir Charles Jeffries, *Transfer of Power*. 148 S., Pall Mall Press, London 1960.



transition« ist das erklärte Ziel, und das schmale Buch macht deutlich, wie viel erreicht ist, wenn dieser sanfte Übergang gelang. Für Kenya ist er noch eine Hoffnung. Elspeth Huxleys Reisebuch <sup>29)</sup> schildert das vermutlich letzte große Kolonialexperiment dort, die Bodenreform. Es ist ihr dabei eines der seltenen Bücher gelungen, die persönliche Anteilnahme ohne Schaden mit intelligenter Sachdarstellung verbinden. Man liest es mit ästhetischem Vergnügen und sachlichem Gewinn. Ob Kolonialmächte oder autonome Staaten Afrika beherrschen, ist am Ende nicht so entscheidend wie die Frage, ob die gesellschaftliche Transformation gelingt oder nicht.

Das bringt uns zurück zu den Mitwirkungsmöglichkeiten, die außerafrikanische Kräfte bei diesem Prozeß haben. Afrika verlangt bei seiner ungeheuren Differenzierung in höchst unterschiedliche Sozialgebilde mit ungleichen Entwicklungschancen geradezu nach pluralistischer Zusammenarbeit. Andererseits steht gerade seine Differenziertheit der »Erfordernis langfristiger und systematischer Planung« (Richard F. Behrendt) im Wege, die zugleich technische, ökonomische und soziale Faktoren berücksichtigen muß. Eine rein ökonomisch-expansive Entwicklungspolitik, wie P. Gache und R. Mercier <sup>30)</sup> sie nach der Analyse von Außenhandelsbilanzen der Bundesrepublik zuschreiben, würde gar nichts bewirken. Aber nicht das ist die Sorge der Verf. Sie rechnen mit einem neuen imperialistischen Drang der Deutschen nach Afrika, während Engländer und Franzosen sich zurückhalten (müssen). Leider ist die deutsche Afrika-

politik weder so planmäßig, noch so zielstrebig, wie diese Broschüre annimmt. Wäre sie es, könnte sie dem atlantischen Bündnis manches Spiel retten, das jetzt an Tschechen und Chinesen, an Sowjetrussen und -deutsche verloren geht. Den Vorwurf mangelnder Solidarität aus der Hauptstadt eines »Europa der Vaterländer« zu hören, die zugleich in Nordafrika eine für ganz Europa ruinöse Gewaltpolitik betreibt, wäre komisch, wenn er nicht die Notwendigkeit pluralistischer Afrikapolitik leugnete. Sie kann nur gelingen, wenn auch innerhalb des Westbündnisses der Mut zum Pluralismus besteht.

Die Politik kann in dieser Hinsicht viel von den Kirchen lernen, die schon lange die verschiedensten Entwicklungsfaktoren zugleich kalkulieren und sich der Traditionen als Vermittler von Neuerungen bedienen. Das offenerherzige und nach rück-sichtsloser Bestandsaufnahme strebende Buch von A.-M. Thunberg <sup>31)</sup> ist für den Politiker wertvoll, weil es zeigt, daß eine große Planung zugleich pluralistisch sein kann. Das Beispiel der Missionen lehrt auch, daß eine verantwortungsvolle Gruppen- oder Verbandspolitik außerhalb der Staatspolitik auf allen Entwicklungsebenen in Afrika sehr viel bewirken kann. Die Frage ist, ob andere euroamerikanische Gruppen als die Kirchen — etwa die Gewerkschaften, die wissenschaftlichen Institutionen, die Berufsverbände, die Presse — die Energie und die Phantasie aufbringen, über das Nationale und Staatliche hinaus die Gesellschaftspolitik zu wagen, zu der die afrikanischen Verhältnisse herauszufordern. Schon erscheinen Inder und Chinesen auf dem Schauplatz. Das afrikanische Theater ist als Drehbühne eingerichtet.

<sup>29)</sup> Elspeth Huxley, *A New Earth*. 287 S., Chatto & Windus, London 1960.

<sup>30)</sup> Paul Gache u. Robert Mercier, *L'Allemagne et l'Afrique*. 177 S., Editions des relations Internationales, Paris 1960.

<sup>31)</sup> A.-M. Thunberg, *Kontinente im Aufbruch*. 291 S., Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1960.

## ZUR LAGE DER DEMOKRATIE IM 20. JAHRHUNDERT

**Raymond Aron** u. a.: *La Démocratie à l'épreuve du XXe siècle*, Colloques de Berlin. 266 S., Calman-Levy, Paris 1960.

**Maurice Duverger**: *La VIe République et le régime présidentiel*, 141 S., Arthème Fayard, Paris 1961.

**Joseph Rovin**: *Une idée neuve: la démocratie*, 207 S., Editions du Seuil, Paris 1961.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Demokratie aus Westeuropa nach Mittel- und Osteuropa verpflanzt, nach dem Zweiten Weltkrieg haben nahezu alle unabhängig gewordenen Staaten in der Welt sich demokratische Verfassungen gegeben. Wenn man heute das vorläufige Ergebnis dieser Verpflanzungsversuche überblickt (und zugleich in die Betrachtung die Erfahrungen Mittel- und Südamerikas einbezieht), dann haben die Versuche mit demokratischen Verfassungen viel häufiger zu ungefestigten Demokratien oder ebenso ungefestigten Despotien geführt wie zur Errichtung demokratischer Regierungssysteme.

Aber auch die alten Demokratien des Westens beschleicht in der Mitte des 20. Jahrhunderts oft ein Zweifel an der Richtigkeit oder doch jedenfalls an der Wirksamkeit ihrer Grundüberzeugungen. Die Demokraten des 19. Jahrhunderts lebten angesichts ihrer Feinde, der Reaktionäre aller Schattierungen, in der Gewißheit, daß nur sie Vernunft, Wahrheit und Fortschritt vertraten, daß ihre Niederlagen nur vorübergehende Rückschläge sein würden, daß die Zukunft ihnen sicher sei. Im 20. Jahrhundert haben die kommunistische Kritik der formalen Demokratie und die faschistischen Verhöhnungen der (angeblichen) Machtlosigkeit repräsentativer Systeme ebenso

zur Schwächung des Glaubens an die freiheitliche Demokratie beigetragen wie der offensichtliche Erfolg, den seit 1917 die auf die nackte Gewalt und die Verachtung elementarer Menschenrechte gestützten Regime gehabt haben, — mochte diese Verachtung beim Faschismus seinem Wesen entspringen und damit prinzipieller Natur sein, mag sie bei den Kommunisten nur als vorübergehend gemeint sein.

Seit dem Zusammenbruch der Weimarer Republik hat vielleicht kein Ereignis das Selbstvertrauen der Demokraten so erschüttert wie die Abdankung, wie der kaum kaschierte Zusammenbruch der IV. französischen Republik im Mai 1958. Bei der Bedeutung Frankreichs für das Selbstbewußtsein aller Demokraten, für die nach Thomas Jeffersons schönem Wort Frankreich seit 1789 das zweite Vaterland jedes Menschen ist, wird das zukünftige Schicksal der Demokratie in Frankreich auch außerhalb der französischen Grenzen die Zukunftschancen freiheitlicher Demokratie beeinflussen. Die Krise der französischen Demokratie erklärt die Vielzahl der Veröffentlichungen — von denen hier nur drei erwähnt werden sollen —, die heute in Frankreich Lage und Zukunft der Demokratie gewidmet werden; bei der offensichtlichen Tragweite des Ausgangs dieser Krise sollten die Veröffentlichungen der Aufmerksamkeit auch außerhalb Frankreichs gewiß sein. Sie verdienen Aufmerksamkeit aber auch wegen der Art ihrer Erörterungen. Die Autoren haben die Probleme Frankreichs in weltweite Perspektiven eingeordnet: Ein Kennzeichen aller drei hier besprochenen Bücher ist die Fülle der verarbeiteten Kenntnisse und Gesichtspunkte bei großer Klarheit des Aufbaus, leichter Lesbarkeit, zurückhaltender Abgewogenheit der Analysen und Urteile. Ich kenne wenige deutsche Arbeiten, die sich in der Verbindung von Wissen-



schaftlichkeit und Verständlichkeit mit diesen Veröffentlichungen vergleichen lassen,

\*

Raymond Aron, der in Deutschland seit langem bekannte Soziologe, hat 1960 bei der Zehnjahresfeier des Kongresses für die Freiheit der Kultur in Berlin eine Arbeitsgruppe über Erfolge und Mißerfolge der Demokratie in der modernen Welt geleitet. Er hat die Beratungen mit einem »Lagebericht« eingeleitet, den er zusammen mit den anschließend in der Arbeitsgruppe gehaltenen Referaten und einer Auswahl der Diskussionsbeiträge in seiner Sammlung »La Liberté de l'Esprit« veröffentlichte. Ein besonderer Reiz des Buches liegt in der Vielfalt der Gesichtspunkte, die in der lebhaften Diskussion durch die Teilnahme vieler Persönlichkeiten aus allen Weltteilen zu Tage getreten ist: u. a. André Philip und Carlo Schmid, Hugh Seton Watson, George Kennan, Robert Oppenheimer, Hans Hofer, Karl Löwith, Salvador de Madariaga, Herbert Lüthy, François Bondy, der Führer der indischen Sozialisten Jayaprakash Narayan und der (aus Ghana geflohene) Oppositionsführer K. A. Busia, Professor für Soziologie in Leiden.

A.s Einführung enthält auf etwa 40 Seiten einen glänzenden Überblick über Lage, Leistungen und Fehlschläge der Demokratien in unserem Jahrhundert. A. beginnt mit den Kennzeichen der Demokratie, den unerläßlichen Anforderungen, die an jedes Regime gestellt werden müssen, das sich demokratisch nennt. Freilich ist die Erfüllung dieser Anforderungen nur eine Voraussetzung der Stabilität eines demokratischen Regimes. A. hält eine Demokratie für stabil, wenn sie arbeitsfähig und legitim ist. Sie ist arbeitsfähig, wenn sie feste Majoritäten und beständige Regierungen bildet (nicht zu beständige!)<sup>1)</sup>; sie

ist legitim, wenn diese Regierungen von der überwältigenden Mehrheit der Staatsangehörigen für legitim gehalten werden. Denn die Legimität ist - wie M. Duverger jüngst an anderer Stelle gesagt hat<sup>2)</sup> - ein psychologisches Phänomen, ein System von Überzeugungen, dessen Inhalt nach Zeiten und Ländern wechselt. Freilich ist es mit krisenfesten und legitimen Regierungen allein auch nicht getan. A. weist mit Recht auf die bekannte Tatsache hin, daß die stabilen Demokratien der Gegenwart sich (mit Ausnahme Irlands) sämtlich in den »affluent societies« der modernen Industriestaaten finden. Aber wenn auch die wirtschaftliche Entwicklung und der — relative — Reichtum einer Bevölkerung das Funktionieren der Demokratie erleichtern, so ist doch die Demokratie keine notwendige Folge wirtschaftlichen Aufschwungs. Vielmehr sind die Bedingungen demokratischer Stabilität offensichtlich zahlreicher, wie die Krise der Demokratie in Frankreich seit der Mitte der fünfziger Jahre trotz eines bemerkenswerten Wirtschaftsaufschwungs beweist. Andererseits zeigt die bisherige Stabilität der indischen Demokratie trotz Indiens schwacher wirtschaftlicher Entwicklung, daß auch in einem unterentwickelten Lande ein freiheitlich-demokratisches Regierungssystem lebensfähig sein kann.

Auf einige Faktoren, die das Funktionieren eines demokratischen Regierungssystems bedingen (oder das Nichtfunktionieren verschulden) geht A. ausführlich ein: auf Geschichte und Wandel der drei Gruppen von Gegnern der europäischen Demokratie, auf die Rolle und das Versagen politischer Eliten, auf die Stellung der Führerpersönlichkeit im demokratischen Staat, auf die Rolle der Armee und

1) Dazu M. Duverger in dem hier besprochenen Buch, S. 74.

2) M. Duverger, *De la Dictature*, Paris 1961, S. 47; vgl. NPL, VI/1961, Sp. 652.

die sehr verschiedenartigen Beweggründe, die sie zu politischer Tätigkeit, ja zum Versuch eigener Machtergreifung veranlassen können. A. bemerkt zu Recht, daß die Ausschaltung aller Feinde und Gefahren im Innern und die damit erreichte innenpolitische Ruhe einer Demokratie kein ungetrübtes Glück ist, sondern neue Probleme schafft: in den stabilen Demokratien der Überflußgesellschaften ist die Demokratie zwar nicht mehr von innen bedroht, aber sie weiß auch keine Begeisterung mehr zu erwecken, da ihr neue Ziele fehlen. Sie breitet keine großen Projekte mehr vor ihren Bürgern aus. Das Maßhalten wird zur Mittelmäßigkeit; ihre Macht verfällt. Eine gewisse Undiszipliniertheit des politischen Lebens, z. B. das Fehlen fester Parteiorganisationen und leidenschaftliche ideologische Auseinandersetzungen müssen nicht immer Anzeichen einer Bedrohung der Demokratie sein (wie sie es in der Endzeit der Weimarer Republik waren); sie sind auch ein Zeichen politischer Vitalität und können zur Sicherung freiheitlicher Demokratien beitragen.

Anschließend an Aron haben andere Redner einzelne der von ihm angesprochenen Probleme aufgegriffen. Insbesondere hat Arthur Schlesinger jr., Geschichtsprofessor in Harvard und Mitarbeiter im Braintrust Kennedys, die Rolle der Führerpersönlichkeit in der Demokratie eingehend behandelt. Seine temperamentvollen Ausführungen galten der Frage, ob die europäische, besonders die französische Demokratie recht daran tue, ihr traditionelles, in der Vergangenheit gerechtfertigtes Mißtrauen gegen starke Persönlichkeiten beizubehalten oder ob sie nicht vielmehr gerade durch dieses Mißtrauen und das dadurch bedingte Fehlen verfassungsmäßig gebundener Autorität in Krisenzeiten den außerverfassungsmäßigen Retter herbeirufe, der das demokratische Verfassungssystem

vernichte, — wofür etwa die zweite Machtergreifung des General de Gaulle zweifellos ein Beispiel bietet.

\*

Die Rolle der Führerpersönlichkeit hat auch der Verfassungsrechtler und Politikwissenschaftler Maurice Duverger in den Mittelpunkt seiner Erörterungen gestellt. Freilich waren Anlaß und Zweck der Ausführungen in Arons Arbeitsgruppe von Anlaß und Zweck des D.schen Versuchs denkbar verschieden: wollte der Berliner Kongreß allein der wissenschaftlichen Aufhellung aller Probleme der modernen Demokratie dienen, so verfolgt D. (in Fortführung früherer Veröffentlichungen und in zusammenfassender Kommentierung der französischen Verfassungsdebatte des Frühjahrs 1961) die sehr praktische Absicht, der von ihm befürworteten Übernahme des — den französischen Verhältnissen anzupassenden — amerikanischen Präsidialsystems zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen. D. geht es um die Notwendigkeit, Voraussetzungen und Mittel einer Institutionalisierung nationaler Führungskräfte im französischen Verfassungssystem, die mit den Vorschriften der de Gaulle-Verfassung allem Anschein zum Trotz nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte. D.s ausführlichen verfassungsrechtlichen Erwägungen soll hier nicht näher nachgegangen werden<sup>3)</sup>. Im Zusammenhang dieser Besprechung aber ist auf die beiden ersten Kapitel seines Buches hinzuweisen, in denen D. die Notwendigkeit einer französischen Verfassungsreform mit den Entwicklungstendenzen anderer westlicher Demokratien rechtfertigt. Diese beiden Kapitel sind der Demokratie des 20. Jahrhunderts und den Formen der westlichen Demokratie gewidmet; sie

3) Über die französische Verfassungsfrage und D.s Beitrag zu ihrer Beantwortung habe ich in der „Außenpolitik“, 1961, S. 384 ff. berichtet.



ergänzen die Ausführungen Arons in vielen Punkten. Besonders die Betrachtungen D.s über die ständig zunehmende, weithin notwendige Machterweiterung der Exekutive im 20. Jahrhundert und über die Personalisierung der Macht, seine Forderung einer Wahl des Regierungschefs unmittelbar durch das Volk werden auch für alle die Leser von großem Interesse sein, die mit der französischen Problematik nicht vertraut sind und die Einführung eines Präsidialsystems in ihrem eigenen Land nicht als dringend empfinden.

D. leitet aus seinen Beobachtungen eine neue, überzeugende Einteilung demokratischer Regierungssysteme ab, der gegenüber die bisher üblichen Unterscheidungen in Monarchien und Republiken, in parlamentarische und präsidiale Regierungssysteme nur zweitrangige Bedeutung besitzen: das fundamentale Unterscheidungsmerkmal demokratischer Systeme ist nach D. die (rechtliche oder faktische) Direktwahl des Regierungschefs durch die Wahlberechtigten. Die Staaten mit unmittelbar durch das Volk gewählten Regierungschefs nennt D. in sinnvoller Abwandlung des bisherigen Sprachgebrauchs »direkte Demokratien«. Ihnen stellt er die »indirekten Demokratien« gegenüber, in denen die Wähler die Auswahl des Regierungschefs den Führern der von ihnen gewählten Parteien überlassen (müssen). In der ersten Gruppe finden sich die USA und Großbritannien, in der zweiten u. a. Frankreich, Italien, die Beneluxstaaten und die nordischen Länder.

\*

Die für den deutschen Leser vielleicht wichtigste der hier angezeigten Veröffentlichungen ist der Essay des links-katholischen Publizisten Joseph Rovan, obwohl er auf den ersten Blick nur von

Frankreich handelt, nur für Franzosen geschrieben zu sein scheint.

R. betrachtet im ersten Teil seines Buches die Entwicklung der französischen Demokratie seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Er glaubt, daß die demokratischen Institutionen Frankreichs (nicht nur Frankreichs!) eine Erbschaft der oligarchischen Honoratiorengesellschaft um 1830 sind: Ausdruck ihrer Interessen und zugleich des damaligen gesellschaftlichen Entwicklungsstandes. Dieses traditionelle System der Notabeln ist — auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen, sozialen, demographischen und außenpolitischen Veränderungen eines bewegten Jahrhunderts — durch die Gründung und den Fehlschlag der II. Republik, durch die Erfahrungen der Commune, die Entwicklung der III. Republik, durch das Aufkommen fester Parteiorganisationen (besonders der Sozialisten und der C.P.), durch die Entstehung der Interessengruppen, durch Nationalismus, Weltkrieg, Volksfront, Zusammenbruch, Vichy, Befreiung, IV. Republik, Entkolonialisierung, V. Republik und den Separatismus der französischen Armee tiefgreifend verwandelt, ja zerstört worden, weil es sich den neuen Gegebenheiten nicht anzupassen wußte, den neuen Aufgaben nicht gewachsen zeigte. Insbesondere entsprechen Frankreichs demokratische Institutionen nicht den Möglichkeiten, schützen nicht gegen die Gefahren des technischen Zeitalters. Denn der technische Fortschritt der letzten Jahrzehnte ermöglicht eine Beteiligung des gesamten Volkes an der politischen Willensbildung; das allgemeine Wahlrecht hat erst mit der Möglichkeit des Fernsehens seine Rechtfertigung gefunden. Indessen sind wir von einem demokratischen Gebrauch der Technik noch weit entfernt. Unsere Gesellschaften leiden an einem zu Wenig, nicht an einem zu Viel an Demokratie.

So wendet sich R. im zweiten Teil den zentralen Problemen einer wirklichen Demokratisierung zu. Er sieht das Hauptproblem und die Hauptaufgabe der Demokratie in der permanenten, umfassenden Unterrichtung und Erziehung ihrer Bürger. Ich halte diese Auffassung für richtig: eingehende objektive Information der Allgemeinheit ist die notwendige Voraussetzung jeder begründeten Entscheidung und damit für den Fortbestand der Demokratie mindestens ebenso wichtig wie die Grundrechte oder die Gewaltenteilung. Der Gedanke der Erziehung scheint zwar undemokratisch, weil die Demokratie die Erziehung ihrer Bürger als abgeschlossen voraussetzt; er scheint gefährlich wegen der Versuchung staatlicher Propaganda. Aber das erkennt R. keineswegs. Ihm geht es um Meinungsbildung im besten Sinne.

Hat das 19. Jahrhundert die Informationsfreiheit *negativ* als die Beseitigung aller Hindernisse der Erzeugung und Verbreitung von Presseerzeugnissen verstanden, so muß die Demokratie des 20. Jahrhunderts — nach R. — die Freiheit der Information *positiv* zu sichern suchen: einmal durch die Gründung selbständiger unabhängiger Körperschaften (nach dem Vorbild des BBC), die die Unabhängigkeit der Informationsquellen und die Erhaltung des konkurrenziellen Systems in allen Sparten zu sichern hätte, zum anderen durch die Bereitstellung und unparteiische Verteilung finanzieller Mittel, um die materiellen Hindernisse zu beseitigen, die vor allem Presse und Film bis heute zur Domäne der Reichen machen. Neben den Informationsorganen Presse, Funk, Film und Fernsehen ist die ständige Unterrichtung der Staatsbürger eine fundamentale Funktion aller staatlichen Verwaltungen, der Parteien und Parlamente (was gerade auch in Deutschland immer wieder betont werden muß!). Dabei müssen vor allem die Alternativen

auf den verschiedenen Gebieten aufgezeigt werden, zwischen denen die Wähler zu wählen haben. Soll diese Unterrichtung allerdings Sinn haben, so muß der demokratische Staat für eine Erziehung sorgen, die bei den künftigen Staatsbürgern die Reflexe der Kritik, der Intervention und der Auswahl bewußt weckt und den Bürgern (sowie ihren Abgeordneten als »Spezialisten der Nichtspezialisierung«) ermöglicht, die entscheidenden Optionen der gesellschaftlichen Entwicklung in der Hand zu behalten sowie ihre Funktionäre aller Bereiche auszuwählen und zu kontrollieren. Indessen ist die Teilnahme der Wähler an politischen Entscheidungen nicht nur auf der obersten Stufe sicherzustellen; die Konzeption aktiver Teilnahme der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten bedeutet Diskussionen und Befragungen auf allen Stufen des Staatsaufbaus: Künftig darf, sagt R., die Einführung eines neuen Autobusmodells oder neuer Verkehrsregelungen, dürfen die Unterrichtsprogramme der Schulen oder ihr Ferienplan, die Filmkontrolle oder die Eröffnung von Theatern und Sportplätzen nicht ohne eine Befragung und Mitbestimmung der davon Betroffenen, daran Interessierten geregelt werden.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Anzeige den Gedankenreichtum anzudeuten, mit dem R. etwa den Themen der Interessenverbände, der Parlamentsreform, der Planung, des Patriotismus, der Selbstverwaltung, der Wirtschaftsdemokratie neue Seiten abzugewinnen weiß. Im Laufe der Lektüre überträgt sich der Optimismus des Verf. auch auf den skeptischen Leser, er sieht seine Umwelt mit neuen Augen und ist überzeugt, daß das Zeitalter freiheitlicher Demokratie erst vor uns liegt.

Paris

Arnulf Baring



## GESCHICHTE DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

**Theodor Schieder** (Hrsg.): Hundert Jahre Historische Zeitschrift 1859—1959, Beiträge zur Geschichte der Historiographie in den deutschsprachigen Ländern, = Historische Zeitschrift, Bd. 189. 518 S., Verlag R. Oldenbourg, München 1959.

1859 erschien, herausgegeben von Heinrich v. Sybel, der erste Band der »Historischen Zeitschrift«. Es kennzeichnet den Rang, die repräsentative Bedeutung dieser Zeitschrift für die deutsche Geschichtswissenschaft, daß zu ihrem hundertjährigen Bestehen 1959 ein Sonderband mit dem Untertitel erscheinen konnte: »Beiträge zur Historiographie in den deutschsprachigen Ländern«. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich, der Schweiz gedachte des ersten Jahrhunderts der »HZ« mit einem Blick auf sich selbst, ihre Entwicklung und Geschichte — als sei eine Selbstbetrachtung der großen Wissenschaft von der Geschichte im deutschsprachigen Bereich gerade der angemessene festliche Reflex auf die hundertjährige Existenz dieser einen Zeitschrift.

Tendenz, Spannweite, Gehalt der HZ in ihren ersten hundert Jahren rechtfertigen ihn durchaus. Sie entstand als Organ einer Wissenschaft, die sich der ihr eigenen Methode und damit ihrer selbst in einer gleichsam jugendlichen Weise sicher wußte, blieb dabei stets auf den ganzen Bereich des historischen Interesses bezogen und wurde nie zum Edelkäfig esoterischer Fachdiskussion: Geschichte, auf die strenge Methode des Faches gegründet, blieb in der HZ doch immer zugleich Gegenstand der allgemeinen Bildung, wie sich denn die Zeitschrift sogleich über den Rahmen der Fachgelehrsamkeit hinaus an das Interesse der »Gebildeten« überhaupt wandte und sich durch einen dieser

Tendenz entsprechenden Zug zum Essay und zum großen Aufsatz auszeichnete. Mochte Heinrich v. Sybel seiner Zeitschrift zunächst den nationalstaatlich-liberalen Akzent seines Geschichtsbewußtseins geben, ihr die Weiche in eine gelegentlich enge Bindung in preußisch-kleindeutsches Geschichtsdenken stellen und eine dem »Ultramontanismus« verhaftete Geschichtsauffassung von der Mitarbeit ausschließen: Friedrich Meinecke, seit 1894 für vier Jahrzehnte Herausgeber der HZ, konnte ihre geistigen Grenzen allmählich ausweiten, und es finden sich, aufs Ganze gesehen, in ihren Bänden hervorragende Namen der deutschen Geschichtswissenschaft mit zum Teil wahrhaft programmatischen Aufsätzen.

So kann Theodor Schieder, einer der beiden derzeitigen Herausgeber der HZ, mit allem Grund den Jubiläumsband einleiten mit einer Untersuchung über »Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift«: ein Beitrag, der in einer Geschichte der HZ grundsätzliche Linien der Geschichte deutscher Historiographie in dem Jahrhundert seit 1859 nachzuzeichnen vermag, bis hinein in die Jahre seit 1933, da die Zeitschrift »als ein Kampffeld zweier verschiedener Tendenzen, die miteinander unvereinbar waren«, erscheint: »der totalitären Parteideologie des Nationalsozialismus und des Wissenschaftsdenkens in den geistigen Überlieferungen seit den Anfängen der Zeitschrift« (S. 68). Die HZ hat, bei unvermeidbaren Konzessionen, insgesamt doch die Kontinuität sachlicher Wissenschaftlichkeit nicht verlassen und hinüberretten können in ihren Neubeginn seit 1949, in die Aufgaben und Auseinandersetzungen, welche die Katastrophe von 1945 und die Gegenwart der deutschen Geschichtswissenschaft stellen.

In einem Anhang zu der Untersuchung Sch.s bringt der Jubiläumsband zwei

Aufsätze, die einst in der HZ erscheinen sollten, aus politischen Gründen aber nicht gedruckt werden konnten. Eine kleine Arbeit v. Sybels über »Carl Ludwig von Hinckeldey 1852 bis 1856«, welche den Gegensatz des »persönlichen Willens« König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zu den »bürokratischen Formen« der preußischen Staatsverwaltung in der Mitte des 19. Jahrhunderts an einem bezeichnenden Beispiel eindrucksvoll demonstriert, hat heute jegliche politische Aktualität verloren und mag nurmehr als ein glänzendes Beispiel novellistisch pointierter Geschichtsdarstellung Sybels gelten. Politisch ungleich schärfer geladen ist der Aufsatz Hermann Onckens über »Wandlungen des Geschichtsbildes in revolutionären Epochen«, der — zunächst Anfang 1935 in der Deutschen Allgemeinen Zeitung erschienen — wütende Angriffe des NS-Historikers Walter Frank auf Oncken auslöste und den Meinecke vergeblich in der HZ abzudrucken sich bemühte: ein schönes Zeugnis für den Mut deutscher Historiker, im Angesicht der braunen Bewegung und ihrer den Objektivismus hassenden Ideologie der »reinsten, objektiven Erkenntnis« der historischen Wahrheit verpflichtet zu bleiben; beschämende Erinnerung gleichzeitig, daß die führende deutsche Historikerzeitschrift ein solches Bekenntnis zur Sachlichkeit einmal nicht hat abdrucken dürfen.

Die folgenden Beiträge des Jubiläumsbandes erweitern — in einer spezifischen Weise — den Kreis der Selbstbetrachtung der deutschen Geschichtswissenschaft über den Rahmen der einen Zeitschrift hinaus. Hermann Heimpel handelt »Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland«. Er findet diese Formen, vom Seminar bis zum historischen Verein, in dem sich ein territoriales Geschichtsinteresse organisiert, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in einer wach-

senden Institutionalisierung begriffen. Reaktion auf das Anwachsen der Forschungsaufgaben, die der einzelne nicht zu bewältigen vermag, Zeichen zugleich einer Zeit — unserer Zeit — die »zur Zusammenfassung, zur Synthese, zum großen Thema drängt«, die das organisierte wissenschaftliche Teamwork fordert, das wirtschaftlich gesicherte und den Mitarbeiter sichernde Institut. H.s Aufsatz Skizze einer werdenden größeren Arbeit des Verf. zum gleichen Thema, ist ein höchst instruktiver, nie die Wechselbeziehung zwischen den politischen und sozialen Gegebenheiten der Zeit und der Entwicklung geschichtswissenschaftlicher Organisationsformen außer Acht lassender, glänzend formulierter Beitrag zur Geschichte der historischen Wissenschaft in den letzten anderthalb Jahrhunderten. Es ist tröstend zu wissen, daß der Historiker der geschichtswissenschaftlichen Organisation sich offensichtlich nicht in dieser Organisation verkapselt, die aus den Erfahrungen der Geschichte selbst wachsende moralische Verantwortung der Historiker nicht an die »methodische Virtuosität« des Wissenschaftsbetriebes verliert: »Erfahrungen mit der Geschichte die man 1913 in Büchern suchen mußte zwingen uns, ob wir Philosopheme lieben oder nicht, die Sinnfrage auf...« (S. 178 f.)

Auf »Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft« konzentriert sich eine umfangreiche, gründliche Untersuchung von Josef Engel: eine solide mit mancherlei Vorurteilen — etwa bezüglich der früher sehr überschätzten Bedeutung des Humanismus oder der Gründung der Universität Göttingen für die Entwicklung der historischen Studien — aufräumende Antwort auf die »Frage nach der Entwicklung des Fachs Geschichte im Lehrbetrieb der Universitäten« seit der mittelalterlichen Studienanordnung in streng, vielleicht zu streng eingehaltener Beschränkung ein wesentlicher Aus-



schnitt deutscher Universitätsgeschichte. Im Wandel der Bedeutung historischer Lehrstühle verdeutlicht sich der Rang der Geschichte als Wissenschaft, von einer bis weit in das 18. Jahrhundert reichenden Unterordnung bis zur Verselbstständigung im 19. Jahrhundert, zu jenem in Ranke gipfelnden, seiner selbst sicheren Eigenbewußtsein der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen 1850 und 1880, das dann, mit der Ausweitung des Fachs über die politische Geschichte hinaus, von einer neuen, bis heute nicht überwundenen Unsicherheit über Inhalt und Grenzen der Historie abgelöst wurde.

Der Band wird thematisch abgerundet durch die von Alphons Lhotsky gegebene Übersicht über »Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Österreich« und den Beitrag von Eduard K. Fueter: »Geschichte der gesamtschweizerischen Organisation«. Eine wertvolle Bereicherung findet er durch den Abdruck eines Vortrages, den der 1959 verstorbene Schweizer Historiker Werner Näf 1941, inmitten des Krieges, in der neutralen Schweiz zur Jahrhundertfeier der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz gehalten hat: »Schweizerische Ausblicke auf die allgemeine Geschichte«. In der ruhigen Sicherheit ungebrochen weiterwirkender Tradition konnte N. damals von den Aufgaben der Schweizer Geschichtswissenschaft sprechen, von der Interpretation der Schweizergeschichte im Zusammenhang der allgemein europäischen Geschichte, vom Blick auf Europa aus den Voraussetzungen der Schweizer Historiographie.

Es ist wohl eine Frucht spezifisch deutscher Historikererfahrung aus hundert Jahren deutscher Geschichte, wenn Schieder zur Jahrhundertfeier der HZ formuliert, daß der Historiker nicht mehr die

»harmonische Lehre von der Kontinuität aller geschichtlichen Entwicklung verkünden« könne, vielmehr wisse, »daß die Geschichte aus Untergängen und Neugeburten gewirkt wird« (S. 73) — eine Erfahrung, die im Verhältnis zu einer in der HZ dokumentierten, von ihr mitgetragenen Überlieferung Unsicherheit eher denn Ruhe gibt. Ist vielleicht eine Spur von Unsicherheit darin zu erkennen, daß in diesem Jubiläumsband der großen deutschen Historikerzeitschrift so viel von wissenschaftlicher Organisation die Rede ist, daß er — wertvoll genug deswegen — eine Art Formengeschichte deutscher historischer Forschung bringt, ohne der von Heimpel berufenen »Sinnfrage«, der Frage auch nach dem Verhältnis des deutschen Historikers, der deutschen Geschichtswissenschaft zur Zeit, zur geschehenden Geschichte allzu viel Raum zu gewähren — es sei denn in Schieders Rückblick auf die HZ, im Abdruck von Onckens Rede von 1935? Ist dieser für die deutsche Wissenschaftsgeschichte so reichhaltige Band das Zeichen einer seit 1859, seit Heinrich v. Sybel älter gewordenen, daher mehr mit sich selbst befaßten Wissenschaft? Oder darf man ihn als Zeugnis dafür werten, daß die deutsche Geschichtsschreibung sich selbst, auch in der scheinbaren Äußerlichkeit ihrer »Organisationsformen«, im Blick, im Verständnis haben und halten kann, um zugleich in aller, aus der Geschichte erfahrenen und gewonnenen, fruchtbaren Unsicherheit den Mut zur Deutung eben dieser Geschichte sich zu bewahren — als sei gleichsam jeder neue Band der HZ ein Neuanfang wie 1859? Die alte, gute Zeitschrift wird in ihrem Weiterwirken, wie seit hundert Jahren, den Standort der deutschen Geschichtswissenschaft kennzeichnen können.

*Aurich*

*Heinrich Schmidt*

## ZUR LIBERALEN EINHEITS- BEWEGUNG IM 19. JAHRHUNDERT

**Ernst Portner:** Die Einigung Italiens im Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen, Studie zur inneren Geschichte des klein-deutschen Liberalismus, = Bonner historische Forschungen, hrsg. v. Max Braubach, Bd. 13. 194 S., Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1959.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, den im Gegensatz zum englischen und französischen »bisher kaum beachteten italienischen Einfluß auf den deutschen Liberalismus an einem Beispiel darzustellen«, um »in einer querschnittartigen Betrachtung die Haltung einer gewissen Parteirichtung aufzudecken.« (S. 9).

Nach einem einleitenden Kapitel über die liberalen Kräfte in der italienischen und der deutschen Einheitsbewegung werden demgemäß die ‚Preußischen Jahrbücher‘, die ‚Grenzboten‘, die Veröffentlichungen des Deutschen Nationalvereins sowie Briefe und Schriften Treitschkes (unter denen der Essay über Cavour aus dem Jahr 1869 hervorzuheben ist) auf ihre Stellungnahme zu wichtigen Problemen der italienischen Einigung untersucht. Dabei bestätigt sich der große Eindruck, den die Einigung Italiens unter liberalem Vorzeichen und namentlich die staatsmännische und doch auch so menschliche Persönlichkeit Cavour auf die kleindeutschen Liberalen verschiedener Schattierungen machte. Insonderheit hat bei einem Großteil von ihnen das Muster des unter der Leitung eines genialen und routinierten Staatsmannes die Einigung vorantreibenden sardinisch-piemontesischen Militärstaates gewirkt und manchem den Weg zu dem (freilich so andersgearteten) kleindeutschen Reich Bismarcks erleichtert. Eine gewisse Zurückhaltung war freilich bei den deutschen Gesinnungsgenossen durch das Bündnis mit Napole-

on III. bedingt, während die Disziplin und Mäßigung, mit der die Revolution in Mittel- und Süditalien durchgeführt wurde, allgemeinen Beifall fand. Schon nach wenigen Jahren verblaßte dann allerdings das italienische Vorbild unter dem Eindruck der Erfolge Bismarcks, die man nur allzu bereitwillig und nicht ohne Überheblichkeit gegenüber den Italienern in eigene umdeutete.

Diese ganze Untersuchung ist methodisch sauber und gründlich durchgeführt. Einige Einwände müssen gleichwohl erhoben werden — nicht um das außer Frage stehende Verdienst der Arbeit zu schmälern, sondern um zu zeigen, wo sie nach Meinung des Rez. weitergeführt werden sollte.

Vor allem scheint mir die — an sich bei einer Dissertation durchaus vertretbare — Beschränkung auf einen so engen Sektor für eine Buchveröffentlichung nicht unbedingt glücklich. Ich meine, man hätte ohne allzu großen weiteren Arbeitsaufwand noch einige andere wichtige Richtungen der ‚öffentlichen Meinung‘ Deutschlands zur Zeit der italienischen Einigung einbeziehen können, etwa die großdeutschen Liberalen und die Föderalisten, möglichst auch die Arbeiterbewegung, den politischen Katholizismus und die Konservativen. Damit wäre es leichter gefallen, die rechte Perspektive für die Gedankenwelt der Kleindeutschen zu finden, ihr Denken in Besonderheit und Übereinstimmung auf das ihrer Zeitgenossen verschiedener Parteifarbe zu beziehen. Das von P. gezeichnete Bild hätte dadurch zweifellos an Konturenschärfe und Proportionalität gewonnen. Überhaupt teilt die Schrift mit anderen Erstlingsarbeiten einen gewissen Mangel an Überblick über die auch noch mit herein spielenden anderen Probleme der behandelten Zeit (was sich gelegentlich auch in nicht ganz gleichmäßiger Vertrautheit mit



der einschlägigen Literatur spiegelt). Dabei handelt es sich oft um dem Verf. durchaus bekannte, aber in ihrer Bedeutung nicht genügend klar erfaßte und dargestellte Sachverhalte.

So scheint mir bei aller augenfälligen Ähnlichkeit zwischen manchen Situationen und Vorgängen der italienischen und der deutschen Einigung in doppelter Weise eine fundamentale Unterschiedlichkeit gegeben, die in ihren Auswirkungen gar nicht zu überschätzen ist: Zum einen lagen die Dinge in Italien dadurch sehr viel einfacher, daß der Kampf um Einheit und Freiheit ein Kampf gegen die habsburgische Fremdherrschaft war; daß es nur eine einzige einheimische Dynastie gab, die fast unbestritten diesen Kampf gegen die Fremdherrschaft anführen konnte, ein ernsthafter Zweifel, wer der Feind und wer der Führer sei, also gar nicht aufkommen konnte; daß ein glücklicher Umstand es fügte, daß die Mehrheit der italienischen Einheitsbewegung ihre liberalen Grundsätze in den Überzeugungen Cavour's bestätigt sah und zugleich in ihm den überlegenen und doch auch gegenüber seiner Gefolgschaft stets loyalen Staatsmann zu ihrer Verwirklichung fand; und daß schließlich der sardinisch-piemontesische Militärstaat keineswegs ein solches Übergewicht in dem neuen italienischen Staat hatte, daß er ihn weitgehend beherrschen und seine Gesellschaft sich anverwandeln konnte. Wie gänzlich anders lagen doch die Dinge in Deutschland! Hier betrieb Bismarck die Einigung zunächst förmlich gegen den Willen der Liberalen; die Einheit war nur durch die Ausstoßung Österreichs zu haben, das gerade damals auf dem Weg zu liberalen Reformen schien und über dessen Verlust für das neue deutsche Reich sich durchaus nicht alle Liberalen so leichten Herzens hinwegtrö-

steten wie die norddeutschen und badischen Vorkämpfer Kleindeutschlands; das preussische Übergewicht, mit der Waffe gegen einen großen Teil Deutschlands erkämpft, war überwältigend.

Ein anderer wesentlicher Unterschied ist m. E. darin zu sehen, daß die deutschen liberalen Honoratioren in ganz anderer Weise als ihre Gesinnungsgenossen in Italien seit 1848 sich durch die soziale Revolution von unten bedroht fühlten, eine revolutionäre Erhebung gegen Bismarcks Politik also weder riskieren wollten noch konnten. In ihrem mangelnden Rückhalt bei den breiten Massen und ihrer Angst vor der sozialistischen Arbeiterbewegung lag ja wohl hauptsächlich die Schwäche ihrer Position gegenüber Bismarck begründet, die es zu der erhofften nachträglichen Korrektur der deutschen Verfassungswirklichkeit nicht mehr kommen ließ.

Dies nur einige Andeutungen. Daß die Arbeit P.s solche Aspekte nur ungenügend einbezogen und das Blickfeld der Untersuchung allzu eng auf den Kreis der im wesentlichen nord- und mitteldeutschen kleindeutschen Liberalen beschränkt hat, ist besonders deshalb zu bedauern, weil der Verf. — noch einmal sei es betont — auf seinem Gebiet wirklich Gutes geleistet hat und weil niemand sich angesichts dieser guten Leistung nun in absehbarer Zeit an den Gegenstand heranmachen wird. Es wäre deshalb zu wünschen, daß der Verf. selbst die beinahe geschlossene Lücke in der Forschung noch vollends schlosse, indem er in einem ergänzenden Aufsatz das Fehlende nachtrüge — was nicht unbedingt in gleicher Ausführlichkeit zu geschehen bräuchte. Erst dann könnte der angeschnittene Fragenkreis als einigermaßen erledigt gelten.

München

Erich Angermann

**Heinz Kober:** Studien zur Rechtsanschauung Bismarcks, =Tübinger Studien zur Geschichte und Politik, Bd. 13. XII, 305 S., Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1961.

Diese Arbeit hat der juristischen Fakultät der Universität Tübingen 1957 als Dissertation vorgelegen. Der Verf. wollte zunächst, als er sich dem historischen Stoff zuwandte, den Einflüssen der Bismarckschen »Realpolitik« auf die Entstehung des Positivismus in der deutschen Rechtswissenschaft nachgehen. Dieses außerordentlich ehrgeizige Unterfangen ist indessen schon bald auf den bescheideneren, aber keineswegs weniger problematischen Versuch einer deutenden Darstellung der Rechtsanschauung Bismarcks beschränkt worden. Wer die kaum noch übersehbare Bismarck-Literatur Revue passieren läßt und sich erinnert, mit welcher starker Leidenschaft kritische Forscher Bismarck jeglichen Rechtssinn abgesprochen haben, wird mit einiger Spannung und kaum gedämpfter Wißbegierde dem neuen Anlauf und der Antwort entgegensetzen. Die K., ein mit feinem historischen Verständnis begabter Jurist, auf die sich selbst gestellte Frage wohl geben würde. Hatten schon die Historiker keine allgemein befriedigende Lösung anbieten können, so werden die Schwierigkeiten noch deutlicher, die sich vor einem Rechtsgelehrten auftürmen, wenn er eine so eminent politische Gestalt wie Bismarck mit den Mitteln seiner Wissenschaft ins Bild zu bannen sucht.

Bismarcks Rechtsanschauung als System begreifen und darstellen zu wollen, wäre in der Tat von vornherein aussichtslos und zum Scheitern verurteilt. Ist aber deswegen jede und insbesondere diese, im Gewande der Rechtswissenschaft einhergehende Auseinandersetzung mit Bismarcks Rechtsanschauung sinn- und nutz-

los? Gewiß nicht. Der Verf. bedient sich weitgehend der historischen Arbeitsweise, ohne jedoch die juristische Problematik aus den Augen zu verlieren. Nur mit diesem doppelten Hebel gelingt es ihm, zum Kern der Bismarckschen Rechtsanschauung vorzudringen. Man geht indessen fehl, sähe man in der Suche nach einem geeigneten Zugang lediglich ein erkenntnistheoretisches und methodisches Problem. Es werden vielmehr in hohem Maße sachliche Umstände berührt: der Unterschied nämlich zwischen einem Recht, dessen Spitze das naturrechtlich-liberale Gerechtigkeitsideal bildet, und einem Recht, dessen Wurzeln im evangelisch-lutherischen Weltverständnis liegen. Was die Arbeit von K. nun für den Historiker so bedeutsam und empfehlenswert macht, ist gerade diese Bezugnahme auf meta-rechtliche Gehalte in Interpretationen der gegebenen Rechtsordnung Preußen-Deutschlands, ist die Erkenntnis, daß politische Spannungen einer Epoche vom positiven Recht allein nicht überwunden werden und daß von anderen Auffassungen abweichende Auslegungen und Handhabungen gesetzten Rechts dieser Eigenschaft wegen noch lange nicht eines spezifischen Rechtsbewußtseins entbehren müssen. K.s Buch ist der Versuch einer Erhellung der bismarckisch-konservativen Rechtsanschauung für sich und in Konfrontierung mit anderen, vor allem liberalen Rechtsvorstellungen. Er nimmt damit das nicht zur Ruhe kommende Bedürfnis auf, das Ringen zwischen Konservatismus und Liberalismus im 19. Jahrhundert um Macht und um Befestigung ideengeschichtlichen Gedankengutes im staatlichen Recht an einem ausgewählten Thema interpretierend nachzuzeichnen.

Die Arbeit ist in drei Abschnitte gegliedert. Im ersten vermittelt K. in Übereinstimmung mit Muralts »theologiegeschichtlicher Beschreibung von Bismarcks Haltung« einen Einblick in die evangelisch-lutherische Weltsicht, die, vom



Staatsmann ganz eigentümlich gewandelt, als Grundlage Bismarckscher Staats- und Rechtsanschauung dargestellt wird. Bismarcks tiefe Durchdrungenheit vom Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit und sein gläubiges Vertrauen auf die Erlösungsverheißung hätten nicht nur für den privaten Bereich gegolten, sondern als Richtschnur auch das Handeln des Staatsmanns geleitet. Aus seiner Erfahrung von der Vergeblichkeit, das christliche Liebesgebot hier und jetzt absolut zu erfüllen, es sei denn auf die Gefahr hin, alle äußeren menschlichen Ordnungen aufzulösen, habe sich der Kanzler den politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen seiner Zeit in gläubigem Vertrauen und mit großem Verantwortungsgefühl, aber ebenso in dem Bewußtsein gestellt, unausweichlich Schuld auf sich zu laden. Bismarcks in Rechtfertigungsglauben und Verantwortung wurzelndes Ethos habe sich von der moralisch-gesetzlichen Haltung konservativ-romantischer Prägung etwa der Brüder Gerlach gewiß kräftig abgehoben (wie im dritten Abschnitt klar auseinandergesetzt wird), habe aber doch nicht zur Absage an objektiv-sittliche Normen überhaupt geführt. Bismarcks religiöse Überzeugungen hätten vielmehr auch in seine Auffassung vom Staat hineingewirkt, in dem, und zwar in seiner konkret-historischen Gestalt, die den Menschen zur Wahrung des Rechtsfriedens bestimmte Erhaltungsordnung erlebt werde.

Hat sich die These im Mittelteil, dem umfangreichsten des Bandes, bewährt? Werden Verfassungskonflikt und Außenpolitik, die aus der Fülle der Themen herausgegriffen werden sollen, von Bismarck im Gefühl religiöser Gebundenheit geführt? Oder erfährt der Staatsmann von dort her nicht in erster Linie Trost und Rechtfertigung im vordergründigen politischen Kampf?

K. hebt hervor, daß Bismarcks Handlungsweise im Verfassungskonflikt nicht nur von Standpunkt des monarchischen Prinzips, in dem sich religiös bestimmte Legitimitätsanschauungen mit lehensrechtlichen Vorstellungen wehevoll vermischt hätten, gerechtfertigt gewesen sei, sie könne auch objektiv nicht als unrechtmäßig verurteilt werden, weil dieses Prinzip in der preußischen Verfassung von 1850 noch nicht von liberal-demokratischen Vorstellungen verdrängt worden sei. Die Verfassung habe weder nach der einen noch nach der anderen Seite ein eindeutiges Übergewicht, sondern stelle lediglich einen »dilatatorischen Formelkompromiß« dar, wie sich aus dem Nebeneinander von Artikel 100 und 109 ergebe. Deshalb stehe »jeder der beiden im Verfassungskonflikt miteinander ringenden geistesgeschichtlichen Kräfte, sowohl den neu heraufkommenden liberal-demokratischen Ideen wie auch dem um seine Selbstbehauptung ringenden monarchischen Prinzip — und somit auch der von der monarchischen Legitimitätsanschauung getragenen budgetlosen Regierungsführung Bismarcks — ein bedingtes historisches Recht zur Seite« (S. 73). Vermöge der »Lücke« ist juristisch, im Sinne einer philologischen Interpretation positiven Rechts, der Konflikt also überhaupt unlösbar. So gewiß es nicht um Rechtsfragen solcher Art hier ging, sondern darum, wer die vorherrschende Macht im Staate sein sollte, ebenso gewiß ist es, daß dieser Kampf mit Mitteln des »Rechts« ausgefochten wurde. Indem K. versucht, Bismarcks Kampf auf letzte Rechtspositionen zurückzuführen, erklärt er ihn mit geistesgeschichtlichen Motiven, kann aber doch dadurch keineswegs sein Wesen ändern; denn nicht die Ratio hat den Konflikt entschieden, sondern die Geschichte: sie legte den Charakter des preußischen Staates als konstitutioneller Monarchie fest — bis 1918.

Sehr viel deutlicher noch als in der in-

neren wird in der äußeren Politik Bismarcks kämpferische Auffassung von der Politik. Darauf ist oft hingewiesen worden, und auch K. trägt reiches Material zusammen, das diese Auffassung stützen könnte, so, wenn er Bismarcks Wort vom »staatlichen Egoismus« als der »einzig gesunden Grundlage eines großen Staates« zitiert, wenn er auf Bismarcks Ausspruch (»Auswärtige Fragen sind keine Rechts-, sondern Machtfragen«) aufmerksam macht, wenn er Bismarcks Respekt vor dem Völkerrecht dort enden läßt, wo staatliche Lebensinteressen beginnen und wenn er schließlich Bismarck auf die Vorwürfe der Unrechtmäßigkeit der Annexion Hannovers durch Preußen antworten läßt, auf dem Wege der Eroberung, Macht und Gewalt seien doch noch alle Staaten entstanden, womit der Staatsmann jene »törichte« Antithese von Recht und Moral einerseits und Eroberung andererseits *ad absurdum* führen wollte. K. verkennt keineswegs die kategorische Deutlichkeit solcher Selbstzeugnisse, er will sie nur — wie bei der Innenpolitik — eingeordnet wissen in Bismarcks evangelisch-lutherische Weltansicht. Es wäre falsch, meint K., Bismarcks christlich gefärbte Äußerungen auch in der Außenpolitik mit spinozistischen Gedankengängen erfassen zu wollen, denn bei Bismarck wurzele das Selbstbehauptungsrecht des Staates letztlich in »seiner göttlichen Zweckbestimmung als Ordnungsträger in der gefallenen Welt«. Der Kanzler sei sich des »Provisorischen der menschlichen Einrichtungen und Schöpfungen zu sehr bewußt« (gewesen), um an eine ewige Friedensordnung in dieser Welt zu glauben« (S. 256).

Das ist sicherlich richtig; und der religiöse Grundzug auch in der Außenpolitik stünde fest, wenn der Zusammenhang so eindeutig wäre, wie er von K. geschildert wird. Stellt aber nicht die Einsicht in die Unmöglichkeit einer ewigen Friedensordnung wie auch in die Vergeblichkeit einer »christlichen Politik« den Politiker Bismarck in gewissem Sinne religiös frei oder wird seine Politik nicht wenigstens religiös neutralisiert? So stark auch die religiöse Erlebniswelt Bismarcks gewesen ist, so reicht sie doch gewiß nicht aus, seine Außenpolitik ganz begreiflich zu machen. Wie Politiker aus anderen Lagern, wo geistig-politische Prinzipien als Kampfpaniere aufgepflanzt wurden, hat auch Bismarck den säkular-geschichtlichen Bedingungen einer jeden Politik im Umgang mit der Macht seinen Tribut gezollt, nur heftiger, wie es eben der kämpferischen Natur des Kanzlers entsprach. Diese Erkenntnis widerspricht keineswegs der Feststellung von Bismarcks lutherischer Gläubigkeit; irren würde nur, wer das eine aus dem anderen erklären wollte. K.s geistesgeschichtlicher Aufhellung der Bismarckschen Rechtsanschauung, an der keine historische Auseinandersetzung mehr vorbeikommt, muß deshalb die politisch-historische Analyse — und zwar gleichberechtigt — zur Seite treten. Bleibt man sich dieser Grenzen bewußt, kann man sicherlich von einer Bismarckschen Rechtsanschauung sprechen: im politischen Kampf war sein vom evangelisch-lutherischen Glauben genährtes Welt- und Lebensbild subjektiv Trost und objektiv Rechtfertigung.

Berlin

Harald Schinkel



**Max Weber:** Rechtssoziologie, Aus dem Manuskript hrsg. u. eingel. v. J. F. Winkelmann, = Soziologische Texte, Bd. 2, 346 S., Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied 1960.

Schon vier Jahre nach der Neuauflage des soziologischen Hauptwerkes von Max Weber, »Wirtschaft und Gesellschaft«, liegt nun die Rechtssoziologie in einer gesonderten Ausgabe vor, als Band 2 der von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg herausgegebenen Soziologischen Texte. Genau genommen handelt es sich nicht um Max Webers »Rechtssoziologie«, sondern um die beiden Kapitel »Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen« und »Wirtschaft und Recht«, wovon letzterem erst Marianne Weber den Titel »Rechtssoziologie« gab. Die neue Studienausgabe ist jedoch bedeutsam, weil ihr das von Karl Löwenstein bewahrte Originalmanuskript zugrundegelegt werden konnte, was bei der 4. Auflage von »Wirtschaft und Gesellschaft« nicht der Fall war. Es ergab sich eine stattliche Reihe sachlicher Textkorrekturen. Darüber hinaus sah sich der Herausgeber aber zu einer ganzen Reihe von Interpolationen veranlaßt, welche uns, obgleich wir die große Sorgfalt bei der Textherstellung anerkennen möchten, doch nicht immer gerechtfertigt erscheinen. So vermag der Rezensent beispielsweise nicht einzusehen, warum W.s Vorliebe für lange Perioden vom Herausgeber nicht toleriert werden konnte (z. B. scheint sich uns die doppelte Aufnahme des Verbs etwa S. 88, Zeile 3 v. u. oder S. 82, Zeile 17 v. u. nicht in das Webersche Stilgefühl einzufügen). Die Interpolation »äußerst« statt »ähnlich« auf S. 64 scheint uns sachlich falsch, weil zu stark, auch wenn der Satz damit grammatisch richtig wird. Ob etwa der von dem Herausgeber

stark umgestaltete Satz »Dabei verfährt sie...« auf S. 53 dadurch an Präzision oder auch nur sprachlich gewonnen hat, ist zweifelhaft.

Dies und anderes mag hingehen; zu protestieren ist aber gegen eine von Winkelmann für den § 7 gewählte Zwischenüberschrift: »Das Naturrecht als normativer Maßstab des positiven Rechts«, weil dadurch der irrige Eindruck entsteht, W. habe der Auffassung von einer derartigen Funktion des Naturrechts nahe gestanden. Es wäre korrekt zu sagen: »Das Naturrecht als Legitimationsquelle revolutionär geschaffenen Rechts«. Durch diese Ausstellungen soll jedoch die Tatsache nicht verdunkelt werden, daß uns nur ein Teilstück von »Wirtschaft und Gesellschaft« in wissenschaftlich befriedigender Form vorliegt, durch das die entsprechenden Teile der 4. Auflage definitiv überholt sind. Es wirft dies neues Licht auf das bedauerliche Faktum, daß »Wirtschaft und Gesellschaft« als Ganzes, mit Ausnahme der von Weber selbst noch in Druck gegebenen Soziologischen Kategorienlehre, trotz der Bemühungen Winkelmanns nur in einem durchaus problematischen Textzustand vorliegt. Es steht zu wünschen, daß intensive Nachforschungen im Kreise der Freunde Marianne Webers weitere Teile der Manuskripte ans Tageslicht bringen.

Was interessiert heute an W.s noch vor dem Ersten Weltkriege entstandenen rechtssoziologischen Arbeiten? Liegt ihre Bedeutung vornehmlich darin, daß sie, wie der Herausgeber in seinem umfangreichen Vorbericht meint, »im Grundriß die gesamte Thematik einer Soziologie des Rechts« enthalten? Gewiß vermag W.s soziologische Analyse der Rechtsordnungen auch dem heutigen rechtssoziologischen Denken viel zu geben, auch wenn dieses mit der vorgeblich »wertfreien« Prämisse »empirischer Geltung« allein nicht mehr auskommen kann und soll.

Und die typologische Gegenüberstellung der verschiedenen historischen Rechtssysteme, die W. dank eines bewundernswert universalen Wissens vor uns ausbreitet, wird dem Juristen und Historiker lehrreich bleiben, mögen auch einzelne Details durch moderne Forschung überholt sein.

Jedoch ungleich wichtiger als all dies ist die Tatsache, daß W.s kühle Analyse der modernen Rechtsordnungen und ihrer Entwicklungstendenzen eine Herausforderung an viele uns heute wieder lieb gewordene Rechtsauffassungen darstellt. Zwei Probleme stehen im Vordergrund der rechtssoziologischen Betrachtungen Max Webers, eingewoben in eine kasuistische Typologie von unerreichter Universalität: das Verhältnis der Rechtsordnung zur Wirtschaft und der nach seiner Ansicht unaufhaltsame Trend zum reinen Rechtspositivismus. In der Abwehr marxistischen Denkens zeigt W., daß die Entwicklung von Rechtsinstituten und Rechtsordnungen aus vielen Quellen gespeist wird, geistigen, religiösen, ursprünglich vornehmlich magischen und nicht zuletzt rechtstechnischen. Besondere Aufmerksamkeit wird der Rolle von Rechts-honoratiorengruppen geschenkt, welche die Entwicklung des Rechts in bestimmte Richtungen lenken. Politische und wirtschaftliche Situationen als solche gebären nicht neue Rechtsformen, wohl aber bringen sie eine Art von Auslese unter den vorhandenen Rechtsinstituten hervor.

So kann denn W., obgleich er die Unabhängigkeit juristischer Rechtsschöpfung als eines geistigen Prozesses bejaht, gleichwohl zu Schlüssen kommen, die marxistischem Denken unerwartet nahekommen, betont er doch ausdrücklich den die besitzenden Klassen begünstigenden Charakter der modernen formalistischen Rechtsordnungen. In einer erbarmungslosen Analyse der von der Naturrechtslehre geprägten Rechtslehren, deren in-

härente Widersprüche in der Unterscheidung zwischen formalem und materialem Naturrecht und deren jeweiliger Klassen-gebundenheit offenbar werden, zermalmte W., ohne das Wort zu gebrauchen, die klassische liberale Konzeption des Rechtsstaates, ohne daß ein Weg aus diesem Dilemma offengelassen wird. Dies ist um so bemerkenswerter, als W. sich selbst politisch stets als »klassenbewußten bourgeois« betrachtet hat.

Von vielleicht noch größerer Tragweite ist die zweite Grundthese W.s, die den eigentlichen Leitfaden für seine Rechtssoziologie abgibt, der Unvermeidlichkeit der Entwicklung allen Rechts »in einen rationalen, daher jederzeit zweckrational umzuschaffenden, jeder inhaltlichen Heiligkeit entbehrenden, technischen Apparat«. Nicht zufällig ist W.s Rechtssoziologie weit weniger eine allgemeine Soziologie des Rechts, als vielmehr eine typologische Geschichte der Entwicklung der Idee eines durch und durch (um mit Weber zu sprechen: material und formal) rationalistischen Rechts. W. wußte, daß er schon damals für die These, daß der reine Rechtsformalismus unaufhaltsam im Vordringen sei (ein Prozeß, den er selbst, obgleich widerstrebend, entschlossen bejahte), Widerspruch ernten werde: »Je mehr sich der Eindruck aufdrängt, daß Rechtsordnungen als solche eine bloße ‚Technik‘ darstellen, desto stärker wird naturgemäß eben diese Deklassierung von den Juristen perhorresziert.«

Müssen wir, so stellt sich die Frage, W.s Prognose der schließlichen Allmacht des reinen Rechtspositivismus akzeptieren und demgemäß unsere Abkehr vom formalistischen Rechtsdenken der Weimarer Zeit als aussichtslose Illusion anerkennen, oder gibt es andere, tragfähige Alternativen? Unsere Weltsituation, so scheint es, verlangt Antworten darauf.

Köln

Wolfgang Mommsen



## LITERATURPOLITIK DES DRITTEN REICHES

**Dietrich Strothmann:** Nationalsozialistische Literaturpolitik, Ein Beitrag zur Publizistik im Dritten Reich, = Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Bd. 13, 483 S., Verlag H. Bouvier, Bonn 1960.

Die Fortschritte, die wir in der Erforschung der Vorgeschichte, Geschichte und Struktur des »Dritten Reiches« gerade in den letzten Jahren verzeichnen, sind beachtlich. Dabei konnte nicht zuletzt der Sektor der NS-Propaganda und der totalitären Meinungsführung durch verschiedene von Walter Hagemann angeregte Studien weitgehend erhellt werden. Im Rahmen dieser Publikationen nimmt die als münstersche Dissertation entstandene quellen- und materialreiche Arbeit von Strothmann vom Anspruch und Inhalt her den ersten Platz ein. Nach einführenden Kapiteln »Buch und Schwert im Dritten Reich« und über »Organisation, Mittel und Methoden der Schrifttumslenkung« untersucht der Verf. den »Lenkungsapparat von Staat und Partei«, die »Bereiche und Mittel der Schrifttumslenkung« und die »Ablösung der Buchkritik durch den „Buchbericht“«. Er analysiert eindringlich die »rassische« Literaturpolitik, das völkische, »nationale« und »volkhafte« Schrifttum. Er behandelt die ideologischen Grundlagen der NS-Ästhetik und Literaturgeschichtsschreibung, um in einem erheiternden »Exkurs über die Prüfungskategorie „Adolf Hitler“« den kulturellen Führungsanspruch des »Führers« sinnfällig aufzuzeigen.

Der übliche Dschungel von NS-Zuständigkeiten und Abhängigkeiten, den Hitler aus naheliegenden Gründen eher förderte als bremste, kennzeichnete ebenso die »positive« Schrifttumsförderung wie die variantenreichen Verbotsmaßnahmen (die das Wort »Zensur« vermieden). Das viel-

fache und unentwirrbare, für jede Diktatur typische Neben- und Gegeneinander der zahlreichen »[staats-]amtlichen« und »[parteiamtlichen« Zensurstellen entsprang dem Dualismus von Staat und Partei, deren Rivalitäten einzelnen »unerwünschten« Autoren eine Zeitlang zugute kommen konnten. Der Apparat der totalen Literaturdiktatur wurde auf der höchsten Ebene von Goebbels und Rosenberg, Bouhler und Rust in unterschiedlicher Intensität gehandhabt, während zahllose andere »Reichsstellen« und Polizeiämter im Lande jeweils kleinere und speziellere Bereiche kontrollierten und terrorisierten.

Die von St. in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragenen und systematisch ausgewerteten Verzeichnisse der verbotenen und »unerwünschten« Schriften und Zensurverfügungen sowie der parteiamtlichen »Förderungskataloge« und des Verf. sorgfältige Analyse des Börsenblatts und der wichtigsten NS-Zeitschriften ergeben ein bestechendes Gesamtbild der inhaltlichen und formalen Kriterien der NS-Literaturpolitik und ihrer zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich gehandhabten taktischen Anwendung. Allerdings wird auch der gutwillige Leser durch die Fülle der vor ihm ausgebreiteten Einzelheiten über die Funktionen der sich gegenseitig überschneidenden Kontrollapparate, über Ablauf und Folge der »Gleichschaltungen«, über die wechselnden Überwachungs- und Förderungsmaßnahmen verwirrt. Umso hilfreicher erweisen sich die angefügten Tabellen über Aufbau und Gliederung der verschiedenen Behörden und Bereiche der Literaturdiktatur, über die Steuerung von Buchproduktion und Verlagswesen sowie über die dem Regime erwünschten bzw. nicht erwünschten Übersetzungen oder die ausgesprochenen Verbote. Trotz des anscheinend nahtlosen Kontroll- und Lenkungsapparats war die

literarische, passive Opposition“ nicht auszuschalten.

Einige sachliche Irrtümer<sup>1)</sup> schmälern nicht den Wert dieser Arbeit, die sich als unentbehrliches Nachschlagewerk erweisen wird, auch wenn die im Deutschen Zentralarchiv Potsdam und im Bundesarchiv in Koblenz befindlichen Akten des Propagandaministerium, des Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, der Reichskulturkammer (im Document Center, Berlin) sowie andere einschlägige NS-DAP-Akten vom Verf. nicht benutzt worden sind. Bei den von St. unter dem Wortungetüm »Sprachregelungsmaterial« (S. 461) aufgeführten schwer zugänglichen schriftlichen Quellen hätte man einen Hinweis auf ihren Standort begrüßt. In dem umfassenden Literaturverzeichnis, das sogar einzelne Aufsätze aus dem »Völkischen Beobachter« enthält, fehlen wichtige Titel<sup>2)</sup>. Bedauerlich ist das Fehlen eines Registers, das man dieser erfreulichen Arbeit gewünscht hätte, die die Forschung ein gutes Stück weiterführt.

Bonn

Rudolf Morsey

1) So sind die Notverordnungen vom 28. 2. 1933 kein „angenommenes Gesetz“ (S. 3, 66). Hitlers Regierungserklärung vom 23. 3. 1933 wird richtiger nach den Stenographischen Berichten des Reichstags (Bd. 357) zitiert als nach G. Rühle (z. B. S. 5) Anm. 12, S. 66 Anm. 12) oder anderen — teilweise leicht abweichenden — Wiedergaben. Die berichtigten Bücherverbrennungen fanden nicht am 9. 5. 1933 (S. 69), sondern am 10. 5. statt.

2) So z. B.: W. W. Schütz, *Pens und Swastika*. London 1946. — K. E. Benner, *Die Literaturkritik des „Völkischen Beobachters“ 1920—1933*. Phil. Diss. München 1954. — A. Linsen, *Der Kulturteil der deutschen Wochenzeitung „Das Reich“*. Phil. Diss. München 1954. — H. Hammer, *Die deutschen Ausgaben von Hitlers „Mein Kampf“*, in: *VfZ* 4, 1956, S. 161 ff. — H. Seier, *Kollaboration und oppositionelle Elemente der inneren Emigration* Jochen Kleppers, in: *Jb. f. d. Geschichte Mittel- und Osteuropas* 8, 1959, S. 319 ff. — Vgl. jetzt auch Ernest Bramsted, *Goebbels and his Newspaper „Der Angriff“*, in: *On the Track of Tyranny*. London 1960, S. 45 ff.

## DIE DOKTRIN UND DIE DICHTER

**Jürgen Rühle:** *Literatur und Revolution, Die Schriftsteller und der Kommunismus*. 616 S., 72 Abb., Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln - Berlin 1960.

Der Verf., bis 1955 Feuilletonredakteur der (Ost)- »Berliner Zeitung« und Theaterkritiker der ostzonalen Wochenzeitung des Kulturbundes, »Sonntag«, gehört nicht zu den Renegaten und Konvertiten, die dem Kommunismus abgeschworen haben und nun mit ihm große »Abrechnung« halten. Seine publizistische Arbeit galt bereits in Ostberlin der Auseinandersetzung mit der Diktatur und ihrer Doktrin, für ihn war Kunstkritik immer auch gleichzeitig Kritik im aktuellen politischen Bereich — so, wie es die Partei forderte, der er jedoch seine Feder nicht lieh. Erst als seine Position unhaltbar geworden war, gab er auf: die »innere Emigration« in der DDR hatte eine der wenigen Stimmen verloren, die sich auf der publizistischen Tribüne noch halten können. R. führte die Auseinandersetzung nun mit offenem Visier vom Westen aus weiter, die im Osten aufgegebenen Einflußmöglichkeiten hatte er nun hier, indem er durch informative Beiträge zur kulturpolitischen Entwicklung in der Zonenrepublik (die vor allem im »Monat« erschienen) die so oft sterile und unorientierte Diskussion belebte. 1957 erschien dann sein Buch »Das gefesselte Theater«, in dem er den Weg des russischen und deutschen Theaters von der revolutionären Phase bis zur Sackgasse des sozialistischen Realismus beschrieb. Die außerordentlich günstige Aufnahme dieses unorthodoxen, aber schon heute unentbehrlichen Handbuches über das kommunistische Theater mag den Verf. zu seinem Versuch ermutigt haben, die Beziehungen zwischen dem Kommunismus und den Schriftstellern, die Wechselwirkungen zwischen Macht und Geist in unserem Jahrhundert zu untersuchen.



R.s Buch ist keine Literaturgeschichte der Moderne, obwohl es ein von der modernen Literaturwissenschaft bisher vernachlässigtes Thema aufgreift; keine Literatursoziologie, obwohl es immer wieder soziologische Einsichten vermittelt; keine propagandistische Streitschrift, die die Literatur zur Ideologie degradiert, obwohl dauernd von Ideologie die Rede ist. Der Verf. stellte sich die Aufgabe, »die verschiedenen Formen der Betroffenheit durch die politischen und ideologischen Vorgänge sichtbar zu machen, und zwar bei den Parteigängern wie den Opfern. So stehen in diesem Buch nebeneinander Kommunisten, heimatlose Linke und demokratische Sozialisten, Fellow-Travelers, Renegaten und Innere Emigranten«. Diese Aufgabe ließ es nicht zu, den Stoff unter einer »Idee« zu subsumieren, das weite Panorama der literarischen, politischen, biographischen, psychologischen und philosophischen Aussagen in eine »Systematik« zu zwängen. Der Stoff diktierte hier die Struktur, die R. im Essay fand, einer Form, die für die Ausbreitung des Materials eine Fülle von Möglichkeiten bietet, Werkinterpretation und autobiographische Entschlüsselung, politisch-literarischer Kommentar und ideologiekritische Analyse, Porträt, Skizze und farbige Anekdote wechseln einander ab. Dieselbe Elastizität innerhalb des Schriftstellerbegriffes: Heinrich Mann steht neben Egon Erwin Kisch, Ernst Niekisch neben Lion Feuchtwanger, Georg Lukacs neben der Seghers, Ernst Bloch neben G. B. Shaw, die Arbeiterdichtung ist so wenig vergessen wie die »Weltbühne« — Literatur im weitesten Sinne ist gemeint.

Das den Ermordeten und Verfolgten der Diktaturen gewidmete Buch gliedert sich in drei Teile: sowjetische, deutsche und Literatur der übrigen Welt. Am überzeugendsten darstellbar ist das »Bündnis zwischen linker Kunst und linker Politik« natürlich am Beispiel der Sowjetliteratur,

die im geschlossenen Raum den Anfechtungen der staatlich sanktionierten kommunistischen Kulturpolitik am entschiedensten ausgesetzt ist. Wie in einem Kaleidoskop erscheint die Problematik mit ihren Varianten in der Interpretation des Gorki-Romans »Das Leben Klim Samgins«, den R. für »einen Schlüsselroman zum Verständnis des modernen Rußland und überhaupt der Menschen unserer Zeit« hält und neben die großen Romane unseres Jahrhunderts stellt. Klug ausgewählte Zitate, ausgewogene Interpretation und vorsichtige Einbeziehung des Biographischen machen diesen, »Die Totenmesse der Intelligenzia« überschriebenen Essay vom »traurigen Buch über die Zerstörung der Persönlichkeit« (Gorki) zu einem der besten des Bandes überhaupt. Selten ist ein so zutreffendes und verständnisvolles Bild Gorkis, des Bitteren, gezeichnet worden; es ist dazu angetan, einen neuen Zugang zu seinem Werk zu eröffnen und das allzu einseitige und vom Osten übernommene Schema: Gorki — »Die Mutter« — Sozialistischer Realismus aufzulösen. Zu diesem Bild gehört auch die menschliche Haltung des Kommunisten Gorki, der andere Dichter gegen die Angriffe doktrinärer Kulturfunktionäre in Schutz nahm und vor dem Zugriff der Geheimpolizei bewahrte. Boris Pilnjak wurde 1937 erschossen; Maxim Gorki war ein Jahr früher gestorben. Man kann es nicht ohne Erschütterung lesen, wie sich die Jessenin, Majakowski, Babel, Pilnjak und Mandelstam von der Revolution, die sie als »kosmisches universales Gesetz« (Samjatin) besungen hatten, enttäuscht abwandten, wie revolutionäres, grenzenloses Pathos in Verzweiflung und Anklage umschlug. Sie legten Hand an sich, verstummten und verschwanden in den Lagern Stalins wie deutsche Schriftsteller in den Lagern Hitlers.

Als überlegener Dialektiker erweist sich

der Verf. im Scholochow-Kapitel »Das Epos der Kosaken«, in dem er das scheinbare Paradoxon erklärt, daß »Der stille Don« zugleich das bedeutendste Werk der bolschewistischen Literatur und das Heldenlied der russischen Vendée ist. Die politische Ambivalenz dieser Literatur zeigt sich hier in ähnlicher Weise wie in Brechts Lehrstücken (vor allem der »Maßnahme«, deren Konflikt Konstantin Fedin bereits 1924 in »Städte und Jahre« vorweggenommen hatte), daß nämlich die konsequente Darstellung der kommunistischen Ideologie — Ironie der Dialektik! — in ihre eigene Entlarvung umschlägt.

So informativ und gelungen dieser sich fast zu einer vollständigen Geschichte der modernen russischen Literatur ausweitende erste Teil auch sein mag, aufschlußreicher und anregender noch will mir die Darstellung der anderen Literaturen erscheinen. Sie ist problematischer, fragmentarischer, vor allem bei den deutschen Schriftstellern nicht ohne Subjektivität (Niekisch, Renn z. B.) und Ressentiment (Seghers), aber gerade deshalb weniger endgültig, fruchtbarer für die aktuelle Situation. Denn noch immer tragen die Schriftsteller die Widersprüche der Epoche am entschiedensten in sich aus, jenen Kampf, der viele von ihnen vom antibürgerlichem Affekt, von antikapitalistischer Sehnsucht zur illusionären Utopie von der im Kommunismus zu verwirklichenden Menschlichkeit führte und sie am Ende meist aufbegehren und wieder abwenden, zumindest aber zweifeln und resignieren ließ.

Obwohl er sich an den Objekten entzündet, versagt R. sich die polemische Überspitzung, glänzende Formulierungen, die nie Selbstzweck werden, kennzeichnen seinen engagierten Stil. Die Charakteristik des ruhelosen Arnolt Bronnen erweitert sich so zum Porträt eines Typs: »Er war nie Renegat, immer Konvertit. Er wurde

vom Juden zum Arier, vom Arier zum Juden. Vom Roten zum Nazi, vom Nazi zum Roten. Vom Österreicher zum Deutschen, vom Deutschen zum Österreicher und vom Österreicher wieder zum Deutschen. Dabei kann man nicht sagen, daß er sein Mäntelchen nach dem Winde hängte im Gegenteil, er ließ sich den Wind wollüstig ins Gesicht blasen. Er war Mitläufer, aber von ganz eigener Art: er lief immer mit denen mit, die dagegen waren. Er praktizierte eine ganz eigenartige Mischung von Nonkonformismus und Opportunismus. Er war Rebelle in Marschordnung.«

Ausführlich werden die Gründe dargelegt die frei sich entscheidende Schriftsteller des Westens zu den Ideen des Kommunismus hingezogen haben. Bei den Brüdern Mann, bei Kellermann, Feuchtwanger, Arnold Zweig und Leonhard Frank meint R., es sei die Sehnsucht nach einem gesellschaftlichen Ideal gewesen, das sie in der fernen Sowjetunion vermuteten, dazu die antifaschistische Waffenbrüderschaft und die Hochachtung, die ihnen als Antifaschisten und Realisten von den Kommunisten beigegeben wurde. Für Romain Rolland war die Entdeckung des Sozialismus ein »Geistesrausch« wie seine jugendliche Begeisterung für Spinoza. Für die italienischen Schriftsteller war es die ausgewogene soziale Lage, die sie im Kommunismus nicht eine Sache der Ideologie, sondern des Herzens sehen ließ, die Liebe zu den Armen trieb sie, nicht die Weltrevolution; hinzu kam eine seltsame Verquickung von Katholizismus und Kommunismus (Silone). Für andere wieder (O'Casey, Lorca, Laxness und Alberti seien hier genannt) verschmolz der nationale Befreiungskampf mit dem sozialen, die Amerikaner (Steffens, Sinclair, Dos Passos, Dreiser u. a.) fanden den Weg zum Sozialismus über die amerikanische Selbstkritik, der künstlerische Protest gegen die Übermacht der Technik fand auch politischen Aus-

druck. Alle diese Möglichkeiten werden an einer Fülle von Materialien demonstriert; mit detektivischer Sicherheit hat R. die entscheidenden Zitate aus Bergen von Romanen herausgefunden, seine Belesenheit ist beinahe unheimlich.

Abschließend interpretiert R. die Bücher, die den »Abfall vom roten Gott« zum Inhalt haben und die Wendung der Intellektuellen zur Demokratie bezeichnen. R. sieht in diesen Literaten Liberale neuen Typs, die »die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus auf eine neue Stufe . . hoben«. »Sie zerstörten die Legende, wonach Kapitalismus und Kommunismus die Gegensätze unserer Zeit sind, also jede Kritik an der alten Gesellschaftsordnung in den Kommunismus mündet, andererseits jeder Abfall von Moskau in die Arme der finstersten Reaktion führt. Die abgefallenen Schriftsteller blieben die Sozialisten, die sie waren, ja, sie konnten es nur bleiben, weil sie abfielen. Sie blieben Antifaschisten, aber sie kamen zu den Ansicht, daß Konzentrationslager unter jedem Regime vom Übel sind.« Die Zeit, da der Kommunismus noch Impuls künstlerischen Schaffens sein, schöpferische Kräfte entbinden konnte, ist vorüber. Das Gesicht unserer Literatur wird nicht mehr von der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus bestimmt, weil er seine revolutionäre Idee verraten hat, weil er keine Alternative mehr ist. In Tibor Déry, Milovan Djilas, den er nebenbei als Dichter entdeckt, und in Hlasko sieht R. die revolutionäre Welle zurückrollen: »Ich glaube an die Auflehnung als höchste Form des Hasses gegen den Terror, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit.« (Hlasko).

Durch das ganze Buch zieht sich die Auseinandersetzung mit der marxistischen Literaturkritik, vor allem mit Georg Lukács. Und immer wieder macht sich R. marxistische Kategorien zur Erhellung zunutze, zum Beispiel die Engels-These vom

»Triumph des Realismus« (bei Scholochow) und den Entfremdungsbegriff (in der Schiwago-Interpretation). Auf den Terminus vom Sozialistischen Realismus läßt er sich nicht ein, er sieht ihn nicht als geistiges oder ästhetisches Phänomen, sondern in erster Linie als Instrument der Massenbeeinflussung und des psychischen Terrors. Verdienstvoll ist es, daß R. auf den politischen Aspekt des Expressionismus und des Existenzialismus hinweist, der bei rein literarischer und philosophischer Sicht immer wieder aus dem Gesichtskreis gerät. Gerade hier ergeben sich Anhaltspunkte zu weiterer Forschung: der dritte Teil erscheint etwas zu summarisch, steckt aber voller Anregungen. Beim Umfang des Themas, das ohne Vorarbeiten anderer bewältigt werden mußte, konnte manches nur angedeutet werden. Man mag über Einzelheiten streiten, im ganzen aber ist ein vorzügliches Standardwerk entstanden, mit Zeittafel, Personenregister, Bildteil und ausführlicher Bibliographie. Vielleicht sollte man bei einer Neuauflage erwägen, im Anhang die wichtigsten Beschlüsse der ZK der KPdSU und der SED zur Kulturpolitik zusammenzufassen.

Münster i. W.

Heinz Klunker

#### DIE GEBIETE JENSEITS VON ODER UND NEISSE

**Ernst Bahr:** Das nördliche Westpreußen und Danzig nach 1945, = Ostdeutschland unter fremder Verwaltung 1945 bis 1955, Bd. 2, Hrsg. v. Johann Gottfried Herder-Forschungsrat. 183 S., Landkarten, Alfred Metzner Verlag, Frankfurt/Main — Berlin 1960.

**Ernst Bahr:** Ostpommern unter polnischer Verwaltung, = Ostdeutschland



unter fremder Verwaltung 1945 — 1955, Bd. 3, Hrsg. v. Johann Gottfried Herder-Forschungsrat. VIII, 160 S., Landkarten, Alfred Metzner Verlag, Frankfurt/Main — Berlin 1957.

**Richard Breyer:** Ostbrandenburg unter polnischer Verwaltung, = Ostdeutschland unter fremder Verwaltung 1945 bis 1955, Bd. 4, Hrsg. v. Johann Gottfried Herder-Forschungsrat. XVI, 167 S., Landkarten Alfred Metzner Verlag, Frankfurt/Main — Berlin 1959.

Es ist eine von Polen ungenutzte Tatsache, daß die in Potsdam unter seine vorläufige Verwaltung gestellten Oder-Neiße-Gebiete trotz aller anfänglich richtigen ökonomischen Vorsätze und wirtschaftlichen Anstrengungen Polens nach 1948 trotzdem immer mehr verfielen. So spielten sie auch bei weitem nicht jene ökonomische Rolle, die sie sowohl in der Weltwirtschaft wie auch in der polnischen Volkswirtschaft hätten spielen können und sollen. Ursache für diese den anfänglichen Absichten entgegenlaufende Entwicklung waren keineswegs nur die polnischerseits angeführten Kriegszerstörungen oder das Fehlen der notwendigen wirtschaftlich-materiellen Entwicklungspotenz, sondern im gleichen Maße auch Entwicklungsgrundsätze, die sich weit vom ökonomischen Optimum entfernten und in ihrer dogmatischen Verhaftung ein vordringlich politisches, aber nicht essentially ökonomisches Ziel für die Wirtschaftspolitik aufstellten. Dazu kamen mannigfaltige Schwierigkeiten infolge des niedrigen materiellkulturellen Niveaus der in diese Gebiete gekommenen polnischen Bevölkerung und Störungen, die aus der Antinomie zwischen der bisherigen Rolle und Gravitationsrichtung dieser Gebiete in der deutschen und der künftigen, dazu noch ordnungs- und systempolitisch veränderten polnischen Volkswirtschaft resultierten.

Bei der absoluten ökonomischen Interdependenz und dem Fehlen einer klaren und vernünftigen Wirtschaftspolitik gegenüber diesen Gebieten mußten alle diese Ursachen in ihrer wirtschaftlichen Auswirkung geradezu zwangsläufig zum Schaden der Weltwirtschaft wirken und eine wirtschaftliche Stagnation dieser Gebiete mit sich bringen. Auf vielen Gebieten bedeutete dies sogar eine Rückentwicklung. Mehr der quantitativen Darstellung als der qualitätsmäßigen Analyse dieser Erscheinungen widmen sich die Arbeiten von Ernst Bahr und Richard Breyer. Sie werden ergänzt durch eine Darstellung R. Neumanns, die sich als Band 1 der Reihe »Ostdeutschland unter fremder Verwaltung« mit den Zuständen in Nord- und Südpommern befaßt. So wurde mit diesen vier Bänden eine einzigartige Dokumentation für die allgemeinen Zustände in den nördlichen Teilen der Oder-Neiße-Gebiete geschaffen. Die Schilderungen der desolaten Zustände sind erschütternd. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch alle Bereiche des öffentlichen Lebens und lassen ersehen, welche volkswirtschaftlichen Werte hier unabhängig von Kriegszerstörungen, Demontagen und der sinnlosen Zerstörungswut sowjetischer Soldaten oder gar Truppenverbände vergeudet wurden. Es kann nur gewünscht werden, daß diese Schilderungen durch eine Darstellung über Schlesien ergänzt werden. Zu hoffen ist auch, daß in einem abschließenden Band gerade jene qualitative Analyse der quantitativ erfaßten Phänomene gegeben wird, die in den vorliegenden Arbeiten allein schon wegen der Vielfalt der behandelten Gebiete (Gebietseinteilung und Verwaltungsgliederung, Bevölkerung, Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe, Handel und Handwerk, Verkehr, Bildungs- und Kulturleben sowie Kirche) nicht von den Verf. allein geliefert werden konnte, sondern in der Zusammenarbeit von Fachwissenschaftlern erarbeitet werden muß.

Die Darstellungen, getragen von einem in seiner Mannigfaltigkeit und Zahl wohl einzigartigen Apparat polnischsprachiger Quellen, die von statistischen Jahrbüchern bis zu Lokalzeitungen reichen, zeugen nicht nur von einer ausgezeichneten Sachkenntnis der Verf., sondern auch von ihrem Fleiß und ihren Mühen. Dabei erreichten sie ein hohes Maß wissenschaftlicher Genauigkeit, das diese Arbeiten zu einer lexikonartigen Fundgrube macht. Es scheint fast, als ob den Herausgebern der Reihe bei diesen Arbeiten weniger darauf angekommen wäre, bereits eine Analyse und eine Wertung der Entwicklung in den einzelnen Landesteilen der Oder-Neiße-Gebiete zu geben, sondern vielmehr ein lexikalisches Werk zu liefern, das durch die Breite und die Genauigkeit der Dokumentation in die Lage versetzen soll, über diese Gebiete weiterarbeiten zu können. Den Verf. muß für ihre Mühe, ihren Fleiß und ihre Genauigkeit wärmstens gedankt werden.

Dieser Dank sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß einige, wenn auch geringe Mängel in den Arbeiten auffallen. Während Bahr besonders bei seiner Arbeit aus dem Jahre 1960 viele Flüchtigkeiten (ungenauere Übersetzungen und Druck- sowie grammatikalische Fehler bei polnischen Zitaten) in den Korrekturfahnen nicht getilgt hat — in seiner Arbeit aus dem Jahre 1957 war er viel sorgfältiger! —, so hinterläßt die Arbeit von Breyer von der ersten bis zur letzten Seite gerade durch die Sauberkeit, mit der sie fertiggestellt wurde, den denkbar besten Eindruck. Breyer zeichnet sich gegenüber den beiden Arbeiten Bahrs noch dadurch aus, daß er in einem Nachwort auf die in den Oder-Neiße-Gebieten nach 1955 viel rationellere und ökonomisch optimalere Entwicklung mit ihren sichtbaren Erfolgen hinweist, während Bahr es in beiden Arbeiten unterläßt, den Abschlußzeitpunkt der Arbeit, das Jahr 1955, zu überschreiten

und auf die sehr beträchtliche Aufwärtsentwicklung und Bevölkerungsstabilisierung in diesen Gebieten seit 1956 hinzuweisen.

Wenn auch die Arbeiten nicht in allen Punkten ausgewogen sind, denn gelegentlich verlieren sie sich in zwar gewissenhaft notierten, für die Arbeit jedoch bereits überflüssigen Einzelheiten übertrieben lokalen Gepräges, so kommt ihnen doch ein besonderes Verdienst zu: Sie zeigen in der Globalschau, daß die von Polen verwalteten Gebiete viele Jahre hindurch weit von ihrer optimalen Leistungsfähigkeit entfernt waren und daher neben der Bedeutung ihres effektiven Verlustes für Deutschland nicht nur für die weltwirtschaftliche Gesundung nach dem Zweiten Weltkrieg keinen Beitrag liefern konnten, sondern sie in ihrer Gesamtheit eher noch belasteten. Damit unterstreichen die Verf. weiterhin mittelbar, daß in Potsdam interessenpolitischen Erwägungen gegenüber einer gesunden Realpolitik zum allgemeinen Schaden der Welt absoluter Vorzug gegeben wurde.

Köln

Georg W. Strobel

#### AUTOBIOGRAPHIE UND TAGEBUCH LEO TROTZKIS

**Leo Trotzki:** Mein Leben, Versuch einer Autobiographie. 558 S., S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1961.

**Leo Trotzki:** Tagebuch im Exil. 255 S., Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1960.

Leo Trotzki, neben Lenin zweifellos die wichtigste Persönlichkeit in der bolschewistischen Revolution von 1917 und der Gestaltung des neuen Sowjetstaates, steht

auch heute noch in einem gewissen Zwielicht; die Ansichten über seine Persönlichkeit wie auch über sein Handeln und die Ursachen seines Mißerfolges gehen noch weit auseinander. Weniger für den Forscher auf dem Gebiet des Kommunismus, wohl aber für eine breitere Leserschaft dürfte deshalb die Autobiographie von Interesse sein, die jetzt in einer Neuauflage im S. Fischer Verlag erschienen ist, auf dessen Anregung Trotzki's Bericht auch im Jahre 1929 entstand. Sicherlich wäre es verfehlt, von einer Autobiographie die Lösung aller Rätsel einer Persönlichkeit zu erwarten; jedoch kann eine »ehrliche« Autobiographie in erheblichem Maße zu einer solchen Lösung beitragen.

Der vorliegende Bericht behandelt das Leben T.s bis zu seiner Ausweisung aus der Sowjetunion im Jahre 1929. T. schildert seine Kindheit und Jugend in einem südrussischen Dorf und in Odessa, die Hinwendung zur revolutionären Tätigkeit und zum Marxismus, Gefängnis, Verbannungen und Exil. Von seiner ersten Begegnung mit Lenin im Oktober 1902 bis zu seiner Ausweisung in die Türkei stehen die politischen Ereignisse und T.s Teilnahme in ihnen dann ganz eindeutig im Vordergrund. Er berichtet über die Auseinandersetzungen in der damaligen sozialdemokratischen Partei Rußlands, über seine eigene intellektuelle Entwicklung, seine Beteiligung an der Revolution des Jahres 1905 als Vorsitzender des Petersburger Sowjets, über die Zeit bis 1917, in der er ohne feste Bindung zwischen Menschewisten und Bolschewisten stand. Ausführlicher, wenn auch dem Rahmen einer Autobiographie angepaßt, schildert T. die Ereignisse der bolschewistischen Revolution und des Bürgerkrieges, den Aufbau der Roten Armee und die Auseinandersetzungen nach dem Tode Lenins. T. weist im Vorwort darauf hin, daß es sich bei seiner Autobiographie

nicht um eine objektive Darstellung im strengen Sinne handeln könne; Objektivität als »gekünstelte Gleichgültigkeit« habe er nicht nötig. Sein Buch sollte ein polemisches Buch sein, das Liebe und Haß nicht verheimlichte und auf dessen Seiten der Kampf, der sein Leben erfüllt habe, fortgesetzt werde. Allerdings versichert T. auch, daß er sich bemüht habe, bei der Darstellung von Tatsachen so gewissenhaft wie möglich zu sein. Das vorliegende Buch ist somit keine historische Untersuchung und will es auch gar nicht sein. Es gibt jedoch durch die Verknüpfung des Lebensweges mit den politischen Ereignissen eine Fülle von Angaben, die es als Quellenwerk sehr wertvoll machen.

Daneben erscheint die Lektüre der Autobiographie aber auch noch aus anderen Gründen lohnenswert. So läßt sie etwa die stalinistische Verfälschung der Oktoberrevolution und der folgenden Jahre mit großer Klarheit erkennen. Dem Leser werden auch eine Anzahl Persönlichkeiten des russischen Kommunismus vorgestellt, die T. zwar nicht *sine ira et studio*, aber in lebendiger und scharfer Zeichnung charakterisiert.

Der Teil der Autobiographie, der die Zeit von Lenins Tod bis zur Ausweisung T.s behandelt und der für den an der Geschichte des Kommunismus Interessierten vielleicht der wichtigste Abschnitt ist, bringt leider nicht alle die Einzelheiten und Erläuterungen, die zur Klärung dieser Periode wesentlich wären. So gibt der Verf. zwar einige Gründe für seine Niederlage und den Sieg der stalinistischen Bürokratie an, die nach dem, was aus anderen Quellen bekannt geworden ist, jedoch nicht als erschöpfend angesehen werden können. Ein charakteristischer Zug, der durch die ganze Autobiographie geht, ist weniger die angebliche Arroganz und Selbstüberschätzung, die T. von kommunistischen und nicht-kommunistischen Kritikern vorgeworfen worden ist; es ist



vielmehr der Versuch T.s, bei jeder Gelegenheit Lenins Ansichten und Handlungen zu rechtfertigen. Einerseits wird dadurch seine eigene Rolle — z. T. sogar ungerechtfertigt — verringert, andererseits soll auf diese Weise natürlich demonstriert werden, daß diejenigen, welche die Ansichten Trotzki's verurteilten, sich damit gleichzeitig auch gegen Lenin stellten. Da bisher keiner der kommunistischen Führer diesen Tadel auf sich nehmen wollte, war jede Gruppe bestrebt nachzuweisen, daß sie und nur sie das Erbe Lenins wirklich hochhielt.

Neben seinem Wert als politisches Quellenwerk kommt T.s Autobiographie auch erhebliche Bedeutung als schriftstellerische Leistung zu. T.s scharfe Beobachtungsgabe, sein erzählerisches Talent, seine Fähigkeit zu präzisen Formulierungen und seine manchmal bittere Ironie verbinden sich harmonisch in dieser im allgemeinen sachlichen, aber auch plastischen und lebendigen Darstellung, die durch zahlreiche Episoden belebt wird.

\*

Aus der Feder Trotzki's — bei anderer Gelegenheit und zu einem anderen Zweck entstanden als die Autobiographie — stammt auch das Tagebuch aus dem Jahre 1935, das sich unter seinen nachgelassenen Schriften befand. Dieses Tagebuch, das ursprünglich 1958 in englischer Sprache veröffentlicht wurde, beginnt am 7. Februar 1935, als T. sich in Frankreich im Exil befand, und endet am 8. September des gleichen Jahres, als er in Norwegen lebte.

T.s Tagebuch enthält in erster Linie Aufzeichnungen politischen Charakters. Scharf, geistvoll und ironisch analysiert er die politischen Vorgänge, die er nun als Außenstehender sieht. Das Jahr 1935 hielt Frankreich noch in den Auswirkungen der Krise, die der Sieg Hitlers in Deutschland und der Putsch-

versuch französischer Rechtsradikaler im Februar 1934 mit sich gebracht hatte. An diese Situation geht T. mit den Werkzeugen der marxistischen Analyse heran. Neben einigen interessanten Deutungen zeigen diese Erklärungsversuche jedoch auch, wie sehr T. in seinem eigenen Gedankengebäude befangen war und dadurch zu notwendigerweise einseitigen Ergebnissen gelangen mußte. Es ist auffallend, wie stark T. trotz seiner scharfen Situationsanalyse in — man kann es kaum anders bezeichnen — Illusionen lebte. So schreibt er schon während des Exils in der Türkei, daß die »Opposition trotz ihrer augenblicklichen Schwäche die Hand am Puls des weltgeschichtlichen Prozesses hält.« Später — in Frankreich — äußert er die Ansicht, daß seine augenblickliche Tätigkeit »die bedeutendste Leistung seines Lebens darstellt, wichtiger als meine Tätigkeit im Jahre 1917, wichtiger als die Arbeit in der Zeit des Bürgerkrieges«. Seine politische Niederlage änderte nichts an seiner Grundeinstellung. In dem im März 1940 — ein halbes Jahr vor seiner Ermordung — niedergeschriebenen Testament sagt er: »Ich werde sterben im unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des Kommunismus. Dieser Glaube an den Menschen und an seine Zukunft gibt mir eben jetzt eine Widerstandskraft, die mir keine Religion geben könnte«.

Das Tagebuch berichtet auch über die schweren persönlichen Schläge, die T. in dieser Zeit trafen; es läßt die starke Vereinsamung spüren, unter der T. litt. Wie die Autobiographie ist auch das Tagebuch ein Zeugnis für die weitgespannten Interessen seines Verfassers, die sich keineswegs auf die Politik beschränkten, sondern auch Literatur, Psychologie, Landeskunde u. a. einbezogen. Dem Tagebuch sind erläuternde Anmerkungen über Personen und Vorgänge sowie eine Einführung von Carola Stern beigegeben.

Die beiden vorliegenden Schriften bieten einen guten Zugang zu der Persönlichkeit und der Gedankenwelt eines Mannes, der aus der Politik und Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts nicht fortzudenken ist.

Köln

Hans Kluth

## DIE MUSLIME IN DER SOWJETUNION

**Charles Warren Hostler:** Türken und Sowjets, Die historische Lage und die politische Bedeutung der Türken und der Türkvolker in der heutigen Welt. 263 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt am Main — Berlin 1960.

**Vincent Monteil:** Les Musulmans soviétiques. 191 S., Editions du Seuil, Paris 1957.

**Geoffrey Wheeler:** Racial Problems in Soviet Muslim Asia, Issued under the auspices of the Institute of Race Relations. 66 S., Oxford University Press, London, New York und Bombay 1960.

**Turkestan und der Orient, eine Polemik.** 51 S., Forschungsdienst Osteuropa, Düsseldorf 1960.

Die Muslime, die nördlich der Linie Türkei — Pakistan leben, liegen für die landläufige Vorstellung von der islamischen Welt ganz am Rande, wenn sie nicht überhaupt vergessen werden. Dabei haben sie einst bedeutende islamische Staaten und Kulturen entwickelt, und als sie endgültig unter russische Herrschaft geraten waren, begann bei ihnen früher und intensiver als bei den meisten ihrer Glaubensbrüder im Vorderen Orient die große Auseinandersetzung des Islams mit der modernen westlichen Kultur — ein Vorgang, der freilich selbst von der Islamwissenschaft bisher kaum beachtet

worden ist. Heute geben nun die Probleme, die der Sowjet-Kommunismus der Welt stellt, Anlaß zur Beschäftigung mit dem Schicksal der Muslime in der Sowjetunion. Unter diesem politischen Gesichtswinkel ist schon eine umfangreiche Spezialliteratur entstanden. Neuerdings liegen auch einige Zusammenfassungen vor, die einen guten Überblick über den gesamten Themenkreis bieten.

In deutscher Sprache ist eine Übersetzung der Arbeit des amerikanischen Luftwaffenobersten, Diplomaten und Historikers Charles Warren Hostler erschienen, die 'das Verhältnis der Türkvolker zur Sowjetunion untersucht<sup>1)</sup>'. Das deckt sich insofern mit unserem Gegenstand, als neunzig Prozent der sowjetischen Muslime ihrer Abstammung oder ihrer Sprache nach Türken sind, während sich sogar mehr als neunzig Prozent der sowjetischen Türken zum Islam bekennen (S. 145). Andererseits rechtfertigen die pantürkischen Bestrebungen, die in der Vergangenheit schon ihre politische Rolle gespielt haben, die Einbeziehung der nicht-sowjetischen Türkvolker in die Betrachtung.

H. beginnt mit einem ausführlichen Katalog der Türkvolker: Türkei-Türken, Kaukasus-Türken (eingeschlossen der in Iran lebende Teil der Aserbeidschaner), Wolga-Ural-Türken, Krim-Türken, die Türken West-(Sowjetisch-)Turkestans, die sibirischen Türken, schließlich die Türken Ost-(Chinesisch-)Turkestans, Afghanistans, Irans sowie der europäischen und vorderasiatischen Diaspora. An Hand z. T. unsicherer Statistiken kommt H. (S. 26 f.) zu einer Gesamtzahl zwischen 50 und 60 Millionen, wovon 20 Millionen auf die Türkische Republik, 19 Millionen

<sup>1)</sup> Originalausgabe: *Turkism and the Soviets*. 244 S., Praeger, New York 1957.

auf die Sowjetunion, 8 Millionen auf China und 5,7 Millionen auf Iran entfallen sollen (die letzten beiden Zahlen dürften etwas zu hoch gegriffen sein, während sich die Türken in der Türkei und in der Sowjetunion seither vermehrt haben).

Im Zweiten Teil des Buches wendet sich H. den Erscheinungsformen des Nationalismus bei den Türken und der Geschichte der pantürkischen Bestrebungen zu. Er würdigt eingehend die geistigen und politischen Entwicklungen, die durch das Eindringen moderner abendländischer Ideen im Osmanischen Reich ausgelöst wurden, und zeigt, wie gleichzeitig bei den Wolga- und Krim-Tataren ebenfalls eine modernistische Bewegung einsetzte, die zwar in Zusammenhang mit den Vorgängen in der Türkei stand, aber keineswegs deren bloße Folge war, sondern ihre eigene Kraft besaß. Der bedeutendste Führer dieser Bewegung war der große Schulreformer und -gründer Ismail Gaspirali (Gaspirinskij, 1851—1914). Während Wheeler in seiner unten zu besprechenden Schrift den Modernismus der türkischen Muslime in Rußland als rein religiös-kulturelle Erscheinung betrachtet (S. 11), meint H., daß Gaspirali sich nur aus taktischen Gründen offener politischer Tätigkeit enthalten habe (S. 160). Sicher ist, daß sein Wirken die Grundlage für die politischen Forderungen der Rußland-Türken schuf, die nach der Revolution von 1905 laut wurden.

Rußland-türkische Emigranten trugen auch ganz wesentlich dazu bei, daß in der Türkei pantürkische Ideen Fuß faßten. H. schildert die pantürkischen Projekte Enver Paschas als osmanischer Minister während des Ersten Weltkrieges und als Abenteurer in der Zeit danach. Die Umwälzungen infolge der russischen Revolutionen von 1917 schienen solche Projekte, mindestens aber das Entstehen autonomer türkisch-islamischer Gebilde

im Bereich des ehemaligen Zarenreiches zu begünstigen, bis das sich stabilisierende Sowjet-Regime diese Hoffnungen zerschlug. Zwischen den Kriegen bot den rußland-türkischen Exilpolitikern nur die 1926 von Pilsudski-Polen gegründete Prometheus-Liga eine Stütze. Die junge Türkische Republik hielt sich von den pantürkischen Bestrebungen lange Zeit peinlich zurück. Als dann im Zweiten Weltkrieg die deutschen Truppen bis zur Wolga und in den Kaukasus vorstießen, begannen sich türkische Regierungs- und Militärkreise für diese Bestrebungen zu interessieren, um auf die Möglichkeit eines Zusammenbruchs der Sowjetunion vorbereitet zu sein; doch scheint sich die türkische Regierung niemals offiziell engagiert zu haben. Von 1944 an hat sich Ankara wieder vom Pantürkismus distanziert und seine Führer sogar gerichtlich verfolgt. H. glaubt jedoch, daß die Türkei immer dann wieder den Pantürkismus fördern wird, wenn sie auf Erfolg hoffen darf, d. h. wenn die Sowjetunion Schwächen zeigt.

Überhaupt gibt H. dem Pantürkismus<sup>2)</sup> eine Zukunft, obwohl er auch Tatsachen anführt, die — selbst wenn die äußeren Hindernisse einmal wegfallen sollten — an der politischen Verwirklichung dieser Idee zweifeln lassen: das weit zerdehnte Siedlungsgebiet der Türkvölker, ihre Durchsetzung mit starken andersstämmigen Bevölkerungsgruppen, die von Moskau geförderte Divergenz der kulturellen Entwicklung usw. H.s Buch ist eine wertvolle Zusammenfassung sonst z. T. sehr

2) H. unterscheidet scharf zwischen dem Pantürkismus und dem Panturanismus, der nicht nur die türkischen, sondern mit ihnen auch die mongolischen und finno-ugrischen Völker zusammenfassen möchte — eine Bewegung, die als Reaktion auf den Panlawismus vor dem Ersten Weltkrieg auf dem Balkan begann, heute aber kaum noch Bedeutung hat (S. 240 ff.). Von anderen Autoren wird bisweilen der Pantürkismus als Turanismus oder Panturanismus bezeichnet.



schwer greifbaren Materials; leider bleibt bei der Übersetzung manches zu wünschens übrig.

\*

Die Schriften Monteils und Wheelers lassen die nicht-sowjetischen Türken außer acht und beziehen dafür die nicht-türkischen Muslime in der Sowjetunion — die iranischen Tadschiken und gewisse nordkaukasische Stämme, insgesamt wohl knapp 2 Millionen Menschen — in die Betrachtung ein. Im Gegensatz zu Hostler spielt für sie der Gedanke an eine Auflösung der Sowjetunion keine Rolle. Sie versuchen vielmehr eine Analyse der Probleme, die durch die Existenz von mehr als 20 Millionen Muslimen (Monteil, S. 11 und 19, spricht von nahezu 30 Millionen) unter sowjetischer Herrschaft entstehen.

Eine solche Analyse ist wegen der bekannten Schwierigkeit der Nachrichtenbeschaffung aus der Sowjetunion gar nicht einfach. Der französische Orientalist Vincent Monteil macht in seinem Buch z.B. anschaulich, wie die Untersuchung der Personennamen als Ersatz für fehlende Statistiken über den Anteil der Nationalitäten an bestimmten Zweigen des öffentlichen, des Wirtschafts- oder Kulturlebens dienen muß, und läßt überhaupt den Leser an der Quellenkritik teilnehmen. So geht der Verf. objektiv vor, ohne auf persönliche Stellungnahmen zu verzichten. Seine Darstellung ist die ausgewogenste der hier besprochenen und doch höchst lebhaft und anregend. Leider mindern die allzu geistreichen Kapitelüberschriften die Übersichtlichkeit. Unverzeihlich ist es, daß die Verlage Bücher wie die M.s und Hostlers ohne alphabetisches Register erscheinen lassen!

Nach den Revolutionen von 1917 versuchten die Minderheiten des ehemaligen Zarenreiches, ihr Schicksal in die eigenen

Hände zu nehmen. Viele von ihnen strebten nach nicht mehr als Autonomie innerhalb der Sowjetunion; manche suchten ein Bündnis mit dem Kommunismus, ja, sie machten dessen Sache zu der ihren. Der interessanteste Vertreter dieser Richtung ist der Wolga-Tatare Sultan Galijew (Ali-Oglu), Mitarbeiter Stalins im Volkskommissariat für die Nationalitäten, der zunächst die Muslime des ehemaligen Zarenreiches in einem Staat vereinen wollte, um auf dieser Grundlage einen nicht an der industriellen, sondern an der Agrargesellschaft orientierten Marxismus zu schaffen und damit ganz Asien zu erobern (S. 28; Hostler, S. 200 f.; Wheeler, S. 20). Sultan Galijew wurde 1923 aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen und 1929 zum Tode verurteilt. Seine aktive islamische Politik erschien Moskau nicht weniger gefährlich als der bürgerlich-nationalistische Separatismus anderer muslimischer und nicht-muslimischer Gruppen. Der Marxismus der Sowjets war, wie M. zeigt (S. 37 ff.), prinzipiell zentralistisch und ordnete die Selbstbestimmung der Völker dem Klassenkampf unter. Den Muslimen wurden sechs »unionsunmittelbare« Republiken (Aserbaidshan, Kasachstan, Usbekistan, Turkmenistan, Thadschikistan und Kirgisija) sowie verschiedene autonome Republiken und Gebiete zugewiesen, und in viele repräsentative Posten wurden tatsächlich Muslime berufen; aber die wirklich einflußreichen Staats- und Parteistellungen sind bis heute mit Russen besetzt (S. 52 ff.).

Die Kultur soll nach einer Formulierung Stalins »nationale Form und sozialistischen Inhalt« haben. »Nationale Form« heißt u. a. die Entwicklung von Dialekten zu Literatursprachen, um zu verhindern, daß sich etwa eine einheitliche türkische Sprache ausbreitet und dem Pantürkismus Auftrieb verschafft (S. 87 ff.) Aber was können die Schriftsteller in den na-

tionalen Sprachen schreiben, ohne sich dem Vorwurf des kulturellen Nationalismus auszusetzen (S. 100 ff.)? Mit dem »sozialistischen Inhalt« hapert es, insbesondere was die Modernisierung der Gesellschaft betrifft. Die Emanzipation der muslimischen Frau scheint in der Sowjetunion langsamer voranzugehen als in manchem orientalischen Land — vielleicht gerade deswegen, weil sie von der Sowjetregierung betrieben wird (S. 105 ff.). Die Selbsthaftmachung der Nomaden hat große Verluste mit sich gebracht (S. 41, 69 f., 122 ff.). Unbestritten ist dagegen die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen; die Muslime der Sowjetunion sind zwar auch hier noch nicht den Russen gleichgestellt, haben aber einen erheblich höheren Standard erreicht als ihre orientalischen Nachbarn (S. 67 ff.)

Nach eingehender Untersuchung der Lage der islamischen Religion (S. 135 ff.) kommt M. zu dem Schluß, daß die »Desislamisierung« der Sowjetunion fortschreitet (S. 181 ff.), mag auch Moskau sich in der islamischen Außenpolitik seit 1956 wieder den Ideen Sultan Galijews — gemeinsame Front des Kommunismus mit dem Nationalismus gegen den Imperialismus — genähert haben und mit Rücksicht auf die nicht-sowjetischen Muslime den sowjetischen manche Konzessionen machen (S. 167 ff.). Aber trotz dem Rückgang der islamischen Religion bleibt nach der Überzeugung M.s den sowjetischen Muslimen eine Anhänglichkeit an ihre Vergangenheit und ein — von den marxistischen Ideen letztlich gefördertes — Streben nach Verwirklichung der nationalen Persönlichkeit, nach Unabhängigkeit (S. 183 ff.).

\*

Während M. bei alledem die Einbeziehung nicht-russischer Völker in die Sowjetunion nicht einfach als Kolonialis-

mus bezeichnen will (S. 62 ff.), hat der englische Oberst Geoffrey Wheeler keine Bedenken, in seiner vom Institute of Race Relations herausgegebenen Schrift auf eine solche Abgrenzung zu verzichten. Dies nicht etwa, um die Politik Moskaus zu verdammen, sondern um sie positiv zu würdigen. Denn er betrachtet Kolonialherrschaft nicht als etwas durchaus Schlechtes, sondern als »eine Mischung von Uneigennützigkeit und Gier, Zufall und Plan, Nachgiebigkeit und Bedrückung« (S. 55). Läßt sich hierüber reden, so wird sein Standpunkt anfechtbar, wenn er kategorisch behauptet, die Muslime des Zarenreiches seien bei dessen Zerfall »in keinem Sinne zur Selbstregierung bereit« gewesen (S. 60, vgl. S. 13 f.). Insgesamt treibt ihn sein Bemühen um Objektivität dazu, das sowjetische System (»a new and materially more efficient form of colonialism«, S. 22) eher zu wohlwollend als zu kritisch zu beurteilen, obschon er daneben auch Informationen über die Schattenseiten dieses Systems bringt. Der Wert seiner Darstellung liegt vor allem in ihrer Knappheit; sie gibt eine Möglichkeit, sich in ein oder zwei Stunden über die wichtigsten Fakten hinsichtlich der Muslime in der Sowjetunion zu unterrichten. Allerdings muß der Leser bereit sein, selbst seine Schlußfolgerungen zu ziehen.

Beachtenswert ist W.s Hinweis darauf, daß die Sowjetunion viele Erfolge ihrer islamischen Außenpolitik dem Verständnis verdankt, das sie für die inneren Probleme und die Mentalität der orientalischen Völker aufbringt — ein Ergebnis der vielleicht weniger wissenschaftlich als praktisch höchst wichtigen sowjetischen Orientalistik (S. 56 ff.).

\*

Aus der wachsenden Flut von Veröffentlichungen muslimischer Emigranten aus der Sowjetunion sei wenigstens ein Beispiel in deutscher Sprache erwähnt: Bay-

mirza Hayit, der durch sein Buch »Turkestan im XX. Jahrhundert«<sup>3)</sup> bekanntgeworden ist, hat seitdem auch in Zeitungsartikeln eine scharfe Polemik gegen die sowjetische Politik in seiner Heimat und gegen die sowjetische Propaganda in den afro-asiatischen Ländern geführt. Es ist

3) Vgl. NPL I/ 1956, Sp. 128 ff.

interessant, daß die Sowjets diese Angriffe so ernst nehmen müssen, daß sie in ihrer Presse darauf antworten. Der »Forschungsdienst Osteuropa« in Düsseldorf hat einige dieser Angriffe und Gegenangriffe in einer Broschüre zusammengefaßt.

Berlin

Fritz Steppat

## Hinweise

**Ronald Jasper:** Arthur Cayley Headlam, Life and Letters of a Bishop. 382 S., Faith Press, London 1960.

Dr. George Bell, Bischof von Chichester (1883—1958) ist in die Geschichte auch des deutschen Widerstandes gegen Hitler als der entschiedenste und kompromißloseste außerdeutsche Anwalt der sich der Gleichschaltung widersetzenen »Bekennenden Kirche« und darüber hinaus der gesamten deutschen demokratischen Opposition eingegangen. Aber wann immer, zumindest bis zum Kriegsausbruch, der Bischof von Chichester sein Wort erhob, um gegen die Verfolgung aufrechter Männer im Dritten Reich zu protestieren, ist ihm ein Amtskollege, der Bischof von Gloucester, entgegengetreten und hat versucht, diesen Protest unwirksam zu machen. Es waren die typischen Argumente der Chamberlainschen Appeasementpolitik, auf den kirchlichen Bereich übertragen, mit denen dieser Kirchenfürst operierte: in innere Angelegenheiten eines anderen Landes solle man sich nicht einmischen, überdies nütze man denen gar nicht, denen man helfen wolle, sondern schade ihnen nur, und schließlich habe sich ein Mann wie Martin Niemöller alles selber zuzuschreiben, wenn er so unvorsichtig war, den Zorn eines Adolf Hitler hervorzurufen.

Nun ist eine Biographie dieses ungeachteten all seiner Irrtümer sicherlich bedeutenden Theologen erschienen, die auch für deutsche Leser einiges Interesse hat, weil sie mit bemerkenswerter Unvoreingenommenheit auch das Kapitel von Bischof Headlams negativem Anteil am deutschen Kirchenkampf behandelt. Er war keineswegs ein uninformierter Mann, der sich in Dinge einmischte, von denen er nichts verstehen konnte. Headlam, Bischof von Gloucester von 1923 bis 1945 (gestorben 1947 im 85. Lebensjahr) war zur Zeit des Kirchenkampfes Vorsitzender des »Council on Foreign Relations« der anglikanischen Kirche und in dieser Eigenschaft ein häufiger Besucher Deutschlands. Niemand hat je an seiner Gutgläubigkeit gezweifelt, mit der er allen gegen das Dritte Reich gerichteten Anklagen gegenübertrat; auch sein Biograph tut das nicht. Umso erstaunlicher die Hartnäckigkeit, mit der er seinen schwer verständlichen Standpunkt vertrat.

J. steuert in seiner Biographie einen voll dokumentierten Bericht über diese Epoche bei, gibt aber freimütig zu, daß Headlam, den er im übrigen als Theologen und als Menschen hochschätzt, sich in dieser Sache gründlich geirrt hat. So ist das Buch ein nicht unwichtiger Beitrag zur Literatur über den Kirchenkampf.

London

J. W. Brügel



## Politische Theorie

Niebuhr, Reinhold: Consensus in einer demokratischen Gesellschaft. POL.VJS., II/1961, 3, S. 202—221.

Jouvenel, Bertrand de: Political Configuration and Political Dynamic. POL.REV., XXIII/1961, 4, S. 435—446.

Riedel, Jost: Gemeinwohl und Person. POL.VJS., II/1961, 3, S. 222—240.

Noone jr., John B.: The Philosophy of History, A Prolegomenon to Political Philosophy. REV.POL., XXIII/1961, 4, S. 472—489.

Frisch, Alfred: Was bedeuten heute noch Vaterland, Nation und Einheit? DOK., XVII/1961, 4, S. 261—270.

Kann, Robert A.: Was heißt Restauration? Begriff und Wirklichkeit eines geschichtlichen Vorganges. W.U.V., XV/1961, 5, S. 345—360.

Loewenstein, Karl: Die konstitutionelle Monokratie des Augustus, Ein Beitrag zur Morphologie der Regierungstypen. Z.POLIT., VIII/1961, 3, S. 197—217.

Kohn, Hans: The Impact of Pan-Slavism on Central Europe. REV.POL., XXXIII/1961, 3, S. 323—333.

Oestmann, Erika: Antisemitischer Nationalismus und nationales Judentum. POL.STUD., XII/1961, 137, S. 575—590. Antisemitismus beruhte auf völkischer, nicht religiöser Intoleranz.

Hinkel, Karl: Zur politischen Konzeption der demokratischen Sozialisten Westeuropas. GEW.MH., XII/1961, 9, 530 bis 535.

Demokratischer Sozialismus braucht klares und kraftvolles Bild der Zukunft.

Lindemann, Helmut: Bildungspolitik als Voraussetzung politischer Bildung. DTRDSCH., LXXXVII/1961, 10, S. 919 bis 929.

Wenke, Hans: Die geschichtliche Wahrheit und die historischen Klischees. GESCH. WISS.UNTERR., XII/1961, 10, S. 620 bis 626.

Wesen und Entstehung populär-historischer Fehlvorstellungen.

Willms, Günther: Staatsschutz in der Krise, Wider die Aushöhlung des Legalitätsprinzips. POL.MEINUNG, VI/1961, 64 (9), S. 27—42.

## Wirtschaft und Gesellschaft

Muhler, Emil: Mater et Magistra, Was bringt die dritte soziale Enzyklika? POL.STUD., XII/1961, 138, S. 659—673.

Enzyklika enthält keine neuen Prinzipien, sondern wendet allgemeine Grundsätze auf heutige Situation an.

Stammer, Otto: Gesellschaftliche Entwicklungsperspektiven und pluralitäre Demokratie. GEW.MH., XII/1961, 10, S. 577—593.

Gruppenkonkurrenz führt zur Qualitätsverbesserung der Führungsgruppen.

Müller, Valentin: Das »Bildungsmonopol«, Seine soziologische Bedeutung als politisches Schlagwort und soziale Realität. Z.POLIT., VIII/1961, 3, S. 218—234.

Tietgens, Hans: Widerstand gegen Reformen, Anpassung ans Gegenwärtige, Zu den soziologischen Bedenken gegen pädagogische Planung. ST. GES.ERZ., VI/1961, 6, S. 245—251.

Auseinandersetzung mit Helmut Schelsky.

Tacke, Bernhard: Ausbildung und Bildung als Grundlagen der demokratischen Wirtschaft. N.GES., VIII/1961, 5, S. 362—374.

Klink, Dieter: Leitbilder der Wirtschaftsdemokratie. N.GES., VIII/1961, 5, S. 345—354.

März, Eduard: Ursachen wirtschaftlichen Wachstums. GEW.MH., XII/1961, 9, S. 515—526.

Staatliche Planung ist in Entwicklungsländern notwendig, um Privatwirtschaft wirksam werden zu lassen.

Papaioannou, Kostas: Classes et Luittes de Classes. CONTR.SOC., V/1961, 3, S. 143—153.

Zwischen Fortschritt der Produktivkräfte und Klassenkampf besteht kein notwendiger Zusammenhang, wie Marx ihn sah.

Köpping, Walter: Lohnpolitik allein reicht nicht aus. GEW.MH., XII/1961, 8, S. 472—481.

Zur aktiven Lohnpolitik muß die Gewinnbeteiligung und die Vermögensübertragung an Arbeitnehmer treten.

Steinmetz, Paul: Einige Gedanken zum Selbstverständnis und zu den Grundpositionen von »Arbeit und Leben«. GEW.MH., XII/1961, 10, S. 593—602.

Über die Tätigkeit der Bildungsgemeinschaft zwischen Volkshochschule und DGB.

Vilmar, Fritz: Die IG Metall und das System der Sprachregelung. Ein Kapitel bundesdeutscher Ideologiekritik. GEW.MH., XII/1961, 9, S. 536—546.

Reaktion der westdeutschen Presse auf den 6. Gewerkschaftstag der IG Metall in Berlin.

### Internationale Politik

Henle, Günter: Grundfragen der Außenpolitik heute, Ein weltpolitischer Rundblick. EUR.ARCH., XVI/1961, 15, S. 407—416.

Kewenig, Wilhelm: Die Vereinten Nationen im Jahre 1960. EUR.ARCH., XVI/1961, 16, S. 439—456.

Steinitz, Hans: Mitarbeit und Mitsprache Deutschlands bei der UNO. AUSS.POL., XII/1961, 10, S. 691—696.

Abs, Hermann J.: Aktuelle Fragen der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. POL.STUD., XII/1961, 137, S. 597—604.  
Binnen- und Außenstabilität der Währung ist notwendig und möglich.

Stellungnahmen zu den sowjetischen Memoranden vom 4. Juni 1961. EUR.ARCH., XVI/1961, 14, S. D 389—D 402.

Note der USA, Erklärungen von Kennedy, Rusk, Macmillan und Brentano.

Die Auseinandersetzung über die Einstellung der Kernwaffenversuche und die Deutschlandfrage. EUR.ARCH., XVI/1961, 15, S. D 413—D 456.

Antwortnote der Sowjetregierung vom 5. Juli, Rede Chruschtschows vom 8. Juli, Antwortnoten der USA und der Bundesregierung.

Die Weiterführung der Europa-Politik (III). EUR.ARCH., XVI/1961, 16, S. D 457—D 474.

Erklärungen der Ministerräte der WEU und der EFTA.

Humphrey, Hubert: Vorschläge für ein Abrüstungsprogramm. EUR.ARCH., XVI/1961, 16, S. 433—438.

Umfassende Regelung der Abrüstung ist ohne Beteiligung des kommunistischen China unmöglich.

Dokumente zur Deutschland-Frage. EUR.ARCH., XVI/1961, 17, S. D 497—D 546.

Ansprache Kennedys vom 25. Juli, sowjetische Note und Memoranden vom 3. August, Materialien zur Sperrung der Sektorengrenzen.

Die Verschärfung der Berlin-Krise. EUR.ARCH., XVI/1961, 18, S. D 547—D 561.

Notenwechsel über die Frage der Luftkorridore nach Berlin.

Bentzien, Joachim, Die Luftkorridore von und nach Berlin. AUSS.POL., XII/1961, 10, S. 685—690.

Die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche. EUR.ARCH., XVI/1961, 18, S. D 562—D 572.

Die Belgrader Konferenz blockfreier Staaten vom 1. bis zum 6. September 1961. EUR.ARCH., XVI/1961, 19, S. D 585—D 604.

Erklärungen der Konferenz, Schreiben Kennedys und Chruschtschows.

Die Zusammenarbeit afrikanischer Staaten mit der EWG. EUR.ARCH., XVI/1961, 20, S. D 605—D 614.

Materialien der Konferenz des Europäischen Parlamentes mit den Parlamenten afrikanischer Staaten vom 24. Juni 1961.

Brown, Charles: Die militärische Bedeutung der Südflanke der NATO. EUR ARCH., XVI/1961, 19, S. 543—554.

Die an das Mittelmeer angrenzenden Landgebiete der NATO müssen unbedingt gehalten werden.

Kaplan, Lawrence S.: NATO Retrospect. POL.REV., XXIII/1961, 4, S. 447—457.

Stahn, Eberhard: Deutsche Leistungen für Entwicklungshilfe 1956/61. AUSS. POL., XII/1961, 10, S. 676—684.

Marcic, René: Recht setzt Wirklichkeit, Nichtanerkennung — Waffe des Westens. POL.MEINUNG, VI/1961, 65 (10), S. 38—47.

Stabenow, Wolfgang: Die Freizügigkeit im Verkehrswesen in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. EUR.ARCH., XVI/1961, 17, S.485—492.

### Europäische Länder

Klenk, Friedrich G.: Der englische Mittelweg und das Schicksal Europas. STIMMEN Z., 86/1960/61, 9, S. 173—184.

Kitzinger, Uwe: Für und wider den Beitritt Großbritanniens zur EWG, Der gegenwärtige Stand der Diskussion. EUR. ARCH., XVI/1961, 14, S. 379—390.

Kitzinger, Uwe: Für und wider den Beitritt Großbritanniens zur EWG. Teil II. EUR.ARCH., XVI/1961, 19, S. 531—542. Großbritannien muß in Europa und im Commonwealth seine Mission erfüllen.

Viansson-Ponté, Pierre: Frankreichs Zukunft hat schon begonnen. DOK., XVII/1961, 4, S. 253—260.

Duverger, Maurice: Frankreich und die Demokratie des zwanzigsten Jahrhunderts. DOK., XVII/1961, 5, S. 341—350.

Zitzewitz, Horst v.: Spanien zwischen Nato und Neutralität. AUSS.POL., XII/1961, 10, S. 703—711.

Blechner, Heinrich: Österreichs Weg in die Vereinten Nationen. ÖSTERR. ZS. AUSS.POL., I/1961, 6, S. 351—356.

Welter, Norbert: Griechenland und die europäische Integration, Die Assoziierung Griechenlands mit der EWG als Beispiel europäischer Entwicklungshilfe. EUR.ARCH., XVI/1961, 15, S. 417—426.

Törgren, Ralf: The Neutrality of Finland. FOR.AFF., XXXIX/1961, 4, S. 601—609. Neutralität als Mittel, um eigene Lebensform zu erhalten.

### Wehrwissenschaft

Binz, Gerhard L.: Wehrsoziologie. WW. RDSCH., X/1961, S. 485—506.

Nohn, Ernst August: Personelle und strukturelle Wehrprobleme der modernen Gesellschaft. II/III. WW.RDSCH., XI/1961, 9, S. 507—511; 10, S. 556—576.

Krauss, Günther: Weltfremdes Atomkriegsrecht, Zu einer Schrift von Eberhard Menzel. WW.RDSCH., XI/1961, 9, S. 512—521.

### Deutschland

Nipperdey, Thomas: Interessenverbände und Parteien in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg. POL.VJS., II/1961, 3, S. 262—280.

Knoll, Joachim H.: Konservatives Krisenbewußtsein am Ende der Weimarer Republik, Edgar Julius Jung — ein geistesgeschichtliches Porträt. DT. RDSCH., LXXXVII/1961. 10, S. 930—940.

Pross, Harry: Über Vor- und Nachnazismus. GEW.MH., XII/1961, 8, S. 452—461. Demokratischer Rückzug gibt den anti-demokratischen Aktivisten Einfluß.

Buchheim, Hans: Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933. HOCHL., 53/1961, 6, S. 497—515.

Deuerlein, Ernst: Zur Vergegenwärtigung der Lage des deutschen Katholizismus 1933, 3. Teil. STIMMEN Z., 86/1960/61, 9, S. 196—223.

Becker, Josef: »Der Deutsche« und die Regierungsbildung des 30. Januar 1933. PUBLIZISTIK, VI/1961, 4, S. 195—202.



Bruegel, J. W.: German Diplomacy an the Sudeten Question before 1938. INT. AFF., XXXVII/1961, 3, S. 323—331.

Steltzer, Theodor: Der 20. Juli und die Bewältigung der Zukunft. DT. RDSCH., 87/1961, 9, S. 829—839.

Heidenheimer, Arnold J.: Der starke Regierungschef und das Parteisystem, Der »Kanzler-Effekt« in der Bundesrepublik. POL.VJS., II/1961, 3, S. 241—261.

Beger, Bernhard: Anatomie einer Wahl, Gewinne und Verluste am 17. September. POL.MEINUNG, VI/1961, 65 (10), S. 17—30.

Mommssen, Hans: Aus der Zeitgeschichte, Bilanzen u. Forschungen. DT. RDSCH., LXXXVII/1961, 10, S. 949—955; 11, S. 1039—1046.  
Literaturübersicht.

#### Deutschland — SBZ

Allemann, Fritz René: Ulbricht Triumphant. MONAT, XIII/1961, 156 (9), S. 5—14.

Weber, Hermann: Lenin im Spiegel der SED, Die Herausgabe von Lenins Schriften in Deutschland und der Lenin-Kult der SED. SBZ-ARCH., XII/1961, 14, S. 221—225.

Kersten, Heinz: Die Schriftsteller und die Partei, Die Vorbereitung des V. Deutschen Schriftstellerkongresses. SBZ-ARCH., XII/1961, 16, S. 251—256.

Der Friedensplan der Volkskammer der SBZ. SBZ-ARCH., XII/1961, 14, S. 225—226.

Wortlaut.

Götz, Julius: Jagd auf Grenzgänger, Wie die Kommunisten das Recht auf Freizügigkeit in Berlin untergraben. SBZ-ARCH., XII/1961, 15, S. 234—239.

Kersten, Heinz, Für und wider die Parteilichkeit, Der Verlauf des V. Schriftstellerkongresses. SBZ-ARCH., XII/1961, 18, S. 282—287.

Schenk, Fritz: »Störfreimachung« der Zonenwirtschaft, Politische und wirtschaftliche Probleme. SBZ—ARCH., XII/1961, 19, S. 301—303.

Spittmann, Ilse: Diktatur der Fäuste, Die Bedeutung des 13. August für die Sowjetzone. SBZ-ARCH., XII/1961, S. 268—272.

Baukloh, Friedhelm: Der Evangelische Kirchentag in Berlin, Christliche Selbstbehauptung gegen kommunistische Pseudo-Kirche. SBZ-ARCH., XII/1961, 16, S. 258—261.

#### Internationaler Kommunismus

Briefs, Goetz: Die Schwäche des Ostens, Bilanz der Wirtschaftssysteme. POL. MEINUNG, VI/1961, 64 (9), S. 19—26.

Erbsünde des Kommunismus ist die Depersonalisierung zugunsten der souveränen Kollektivperson.

Kopp, Fritz: Das Verhältnis des nachleninschen Kommunismus zu den Nationen und zum Nationalbewußtsein. OSTBRIEF, VII/1961, 73, S. 324—334.

Strukturwandlung des Weltkommunismus? Peking, Tirana und Moskau — Der Polyzentrismus in der Praxis. E.VORH., VII/1961, 7/8, S. 3—16.

Einheit des Weltkommunismus ist nicht mehr vorhanden.

Kopp, Fritz: Die nationale Taktik des Kommunismus in Deutschland 1918—1961. OSTBRIEF, VII/1961, 74, S. 371—381.

Kopp, Fritz: Das Verhältnis des Kommunismus zu den Nationen und zum Nationalbewußtsein. OSTBRIEF, VII/1961, 71/72, S. 260—269.

Die internationalen kommunistischen Frontorganisationen. O—P., XIII/1961, 18/19, S. 546—601.

Analysen von 14 internationalen kommunistischen Organisationen.

Laqueur, Walter: Communism and Nationalism in Tropic Africa. FOR.AFF., XXXIX/1961, 4, S. 610—621.

Afrikanischer Kommunismus ist nicht identisch mit Marxismus-Leninismus.

Les communistes iraniens prennent un nouveau départ. E.—O., XIII/1961, 265 S. 9—12.

Die Kommunisten erstreben eine Volksfrontregierung.

Papageorgiu, E.: Le coummnisme en Grèce. CONTR.SOC., V/1961, 4, S. 208—214  
Realistisches Reformprogramm ist notwendig, um Kommunismus Ansatzpunkt zu nehmen.

Wittfogel, Karl: Mao — Doctrine et Stratégie. CONTR.SOC., V/1961, 3, S. 131—137.

Mao wird Einheit des „sozialistischen Lagers“ nicht gefährden.

### Osteuropa

König, Kurt: Der polnische Sejm in seiner zweiten Legislaturperiode (1957—1961) OSTBRIEF, VII/1961, 71/72, S. 275—281.

Huebbernet, Georg v.: Polen als Statist der Weltpolitik. AUSS.POL., XII/1961, 10 S. 697—702.

Zavalani, T.: The Importance of Being Albania. PROB.COM., X/1961, 4, S. 1—8.  
Gründe und Auswirkungen des Konfliktes zwischen UdSSR und Albanien.

### Sowjetunion

Meissner, Boris: Das neue Parteiprogramm der KPdSU. EUR.ARCH., XVI/1961, 18, S. 493—517.

Meissner, Boris: Das neue Parteiprogramm der KPdSU, Teil II: Die innenpolitische Seite des Parteiprogramms. EUR.ARCH., XVI/1961, 20, S. 575—594.

Kux, Ernst: Megalomanie und Utopie, Chruschtschows neues Parteiprogramm. SCHW.MH., XLI/1961, 7 (10), S. 737—748.

Ritvo, Herbert: Moskau — Vom Polizei-Staat zum Partei-Staat. AUSS.POL., XII/1961, 10, S. 659—667.

Jasny, Naoum: Etapes du développement économique en URSS. CONTR.SOC., V/1961, 4, S. 215—222.

Les grandes lignes du nouveau programme. E.—O., XIII/1961, 264, S. 14—18.

Analyse von Einzelpunkten des Programmentwurfes.

Lazitch, Branko: Les trois programmes du Parti communiste de l'URSS. E.—O., XIII/1961, 264, S. 1—5.

Übersicht über die Entwicklung der Programme der KPdSU.

Entwurf des neuen Programms der KPdSU. O.—P., XIII/1961, 20, S. 610—654.

Wortlaut des Programmentwurfes und Kurzkomentare der Weltpresse.

Pergent, Jean: Les forces armées soviétiques — Les fusées. E.—O., XIII/1961, 263, S. 8—12.

Auf dem Gebiet der Raketenwaffen besteht ein Gleichgewicht zwischen UdSSR und USA.

Schimanski, Hans: Chruschtschow unter Zeitdruck. SBZ-ARCH., XII/1961, 17, S. 265—268.

Chruschtschow will durch Drohungen möglichst große Konzessionen erzwingen.

Barnet, Richard: Die sowjetische Haltung zur Abrüstungsfrage. EUR.ARCH., XVI/1961, 17, S. 467—478.

Delimars, E.: Mentalité des Cadres en U.R.S.S. CONTR.SOC., V/1961, 3, S. 159—164.

Besonderes Kennzeichen ist Gleichgültigkeit gegenüber dem Staat.

Erro, Imogene: »Catching Up and Outstripping«: An Appraisal. PROB.COM., X/1961, 4, S. 24—30.

Sowjetunion kann bis 1970 Pro-Kopf-Produktion der USA nicht erreichen.

Hillgruber, Andreas, und Jacobsen, Hans-Adolf: Sowjet-kommunistische Kriegsgeschichtsschreibung 1945—1961, Axiome — Methoden — Wert — Tendenzen. WW. RDSCH., XI/1971, 10, S. 545—556.

Geyr v. Schweppenburg, Leo Frhr.: Der russische Soldat und seine Führung. W.W.RDSCH., XI/1961, 9, S. 522—527.

Meister, Jürg: Das Machtpotential der Sowjetmarine. SCHW.MH., XLI/1961, 7 (10), S. 749—758.

Trotz ihrer materiellen Stärke bildet die Sowjetmarine noch keine tödliche Gefahr für die freie Welt.



Hurwicz, Elias: Zur Psychologie und Problematik des russischen Judentums. Z.POLIT., VIII/1961, 3, S. 256—270.  
Judentum soll assimiliert werden.

## Asien und Afrika

Allardt, Helmut: Praktische Möglichkeiten der Entwicklungshilfe in Afrika. EUR.ARCH., XVI/1961, 14, S. 391—401.  
Entwicklungsländer müssen eigenen, vom europäischen verschiedenen, Weg gehen.

Stolte, Stefan: Will the Decision be in Asia? BULL.INST.USSR., VIII/1961, 6, S. 3—12.

Übersicht über Entwicklungshilfe des Ostblocks und des Westens.

Mende, Tibor: Chinas Wirtschaftsstrategie MONAT, XIII/1961, 156 (9), S. 24—30.

Zinnemann, Curt: Rotchinas Wirtschafts- und Finanzlage. O-P., XIII/1961, 22 S. 701—705.

China braucht sehr lange Friedensperiode, um Industrialisierung durchzuführen.

Herre, Franz: Indiens drei Gesichter. POL.MEINUNG, VI/1961, 64 (9), S. 59—70.

Rupen, Robert: Die Mongolische Volksrepublik 1957—1960. Z.POLIT. VIII/1961, 3, S. 271—285.

Preuß, Walter: Politik und Wirtschaft Israels im Brennspiegel der Neugestaltung des Asio-African-Kontinents. Z. POLIT., VIII/1961, 3, S. 241—255.

Ray, Hemen: Das Geheimnis der Sowjet-erfolge in Asien-Afrika. AUSS.POL., XII/1961, 10, S. 668—675.

Lattre, Jean-Michel: Die Industrialisierung — eine Notwendigkeit für Afrika, Grundlagen für ein Abkommen zwischen der OAMCE und der EWG. EUR. ARCH., XVI/1961, 20, S. 563—574.

Wigny, Pierre: Belgium and the Congo. INT.AFF., XXXVII/1961, 3, S. 273—284.  
Rechtfertigung der belgischen Politik im Kongo.

Afrikanische Konferenzen seit Brazzaville und Casablanca. EUR.ARCH., XVI/1961, 16, S. D 475—D 496.

Materialien über die Konferenzen von Jaunde (März), Accra (April) und Kairo (Mai 1961).

## Nord- und Südamerika

Smith jr., Arthur L.: Amerikas harte Bürde. POL.MEINUNG, VI/1961, 64 (9), S. 43—50.

Kuspit, Donald B.: Die ideologische Bedeutung des amerikanischen Friedenskörps, FF.H., XVI/1961, 9, S. 583—592.

Steinitz, Hans: Zweihundert Tage Kennedy. DOK., XVII/1961, 4, S. 247—252.

Kuic, Vukan: Theory and Practice of the American Presidency. REV.POL., XXIII/1961, 3, S. 307—322.

Alstyne, Richard van: Woodrow Wilson and the Idea of the Nation State. INT. AFF., XXXVII/1961, 3, S. 293—308.

Epoche des liberalen Staates war mit dem ersten Weltkrieg zu Ende.

Kloß, Heinz: Die Nationalitätenpolitik der Vereinigten Staaten. ÖSTERR.ZS. AUSS.POL., I/1961, 6, S. 357—376.

Gerwin, Robert: Wettlauf in den Welt-raum, Warum die amerikanische Rakete-technik nachhinkt. POL.MEINUNG, VI/1961, 64 (9), S. 51—58.

Lamberg, Robert F.: Die karibische Volksdemokratie, Zur Technik der kommunistischen Machtergreifung in Entwicklungsländern. SCHW.MH., XLI/1961, 7 (10), S. 759—786.

Flügel, Heinz: Südamerika — zwischen Mythos und Utopie. FF.H., XVI/1961, 9, S. 593—598.

Prebisch, Raul: Joint Responsibilities for Latin American Progress. FOR.AFF., XXXIX/1961, 4, S. 622—633.



Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, Berlin, Band 4

*Vor kurzem erschien die dritte verbesserte und ergänzte Auflage.*

KARL DIETRICH BRACHER

# DIE AUFLÖSUNG DER WEIMARER REPUBLIK

Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie

Mit einer Einleitung von Hans Herzfeld  
XXV und 809 Seiten, Format DIN C 5  
Plastik gebunden DM 38.70

*Aus den Besprechungen der vorhergehenden Auflagen:*

Brachers Arbeit und damit der erste ernsthafte umfassende Beitrag der Politischen Wissenschaft zur Zeitgeschichte ist für die Forschung eine Bereicherung. Sie hat eine Stoffmasse bewältigt wie vor ihr kein Werk zum gleichen Thema.

*„Neue Politische Literatur“*

Viele Geschichtsbetrachter machen es sich freilich zu einfach. Sie suchen nach einzelnen Ereignissen oder Sündenböcken, die am Scheitern der Demokratie schuld sein sollen und setzen, ohne das erforderliche Rüstzeug zu besitzen, zu Vergleichen an. Man möchte fast sagen: Sie haben die gewichtige und bisher noch nicht übertroffene Arbeit Karl Dietrich Brachers über das Ende der Weimarer Republik nicht genügend studiert. Der Verfasser und sein für das Reichwehrkapitel verantwortlicher Mitarbeiter Wolfgang Sauer setzen sich zum Ziel, an einem Gegenstand, der noch immer im politischen Meinungsstreit liegt, die Verbindung von geschichtswissenschaftlicher und politikwissenschaftlicher Arbeit zu verwirklichen.

*„Politische Studien“*

Bracher polemisiert an keiner Stelle. Er stellt sachlich fest, macht auf Zusammenhänge aufmerksam, zitiert, weist auf Lücken der historischen Forschung hin — aber er scheut sich nicht zu urteilen. Ohne Überheblichkeit, dafür um so entschiedener, spricht er Wahrheiten aus, die bitter sind und schmerzen. Das Buch ist außerordentlich lehrreich und zugleich heilsam.

*„Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung“*

Ring-Verlag - Villingen/Schwarzwald

aktuelle Bücher bei

List

Horst Mönnich ist einer der in unserer deutschen Literatur so seltenen Autoren, die sich mit der Wirklichkeit befassen und das, was sie festgestellt haben, in der Form von Berichten niederlegen. Berichten, die so genau sind, wie etwas Geschriebenes nur immer sein kann.

Günther Weisenborn sagt in seinem Buch, das ein buntes Kaleidoskop von Erlebnissen und Erfahrungen ist: »Unsere Vorstellungen von China sind in einer geradezu frappanten Weise verfärbt, veraltet und falsch. Es wird Zeit, daß ein gehöriger Schock unsere verstaubten Selbstgerechtigkeiten aufwirbelt.«

Bailey durchleuchtet und erhellt eine der geheimnisvollsten und unheimlichsten Phasen der neuesten Geschichte. Er entwirrt ein ganzes Knäuel von Machenschaften und Maßnahmen, sein Buch ist eine authentische Dokumentation.

HORST  
MÖNNICH

**Reise  
durch Rußland**

Ohne Plan im Land der Pläne  
250 Seiten mit einer Kartenskizze  
Ganzleinen DM 13,80

GÜNTHER  
WEISENBORN

**Am Yangtse  
steht ein Riese auf**

Notizbuch aus China  
256 Seiten mit einer Kartenskizze  
Ganzleinen DM 13,80

GEOFFREY  
BAILEY

**Verschwörer um  
Rußland**

Intrigenkampf der Geheimmächte  
Aus dem Amerikanischen von Dietrich Niebuhr  
312 Seiten mit 14 Abbildungen auf Kunstdruckpapier  
Ganzleinen DM 16,80

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN